Bilder im Moose.

Novellenbuch

von

Julius Mosen.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bilder im Moose.

Erster Theil.

Bilder im Moose.

Novellenbuch

von

Julius Mosen.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wollen unsere Nachkommen einst ihre Zeit begreifen lernen, so werden sie es wie wir machen und sich in die geheimsten Gemüthszustände der nächsten Vergangenheit wie in eine Bergmannsgrube versenken müssen, um aus den wundersam durch- und übereinander geschobenen Schichten in der Tiefe die Bildung der Oberfläche sich zum Verständnisse zu bringen.

Wenn dann auch dieses Büchlein unter dem Gerülle liegt, welches der erzsuchende Bergmann in die Ecke geworfen hat, und nur ein neugieriger Reisender im Vorübergehen es aufschlägt, möchten dann die Abdrücke der seltenen Moose der Zeit, welcher es angehört, im weichen Novellenschiefer, recht bestimmt und eigen ihm in die Augen fallen! Ich habe ihm die Ueberschrift: Bilder im Moose gegeben, denn es

sind solche. Wer zur müßigen Stunde das Auge auf einer alten bemoosten Mauer ruhen läßt, dem werden sich gar bald die krausen, seltsamen Linien in den wirr durcheinander laufenden Moosflechten zu seltsamen Bildern zusammenstellen. So sind auch diese Novellen während meines vieljährigen Aufenthaltes in Dresden und zu der Zeit entstanden, wo das Rokokomoos seiner gesellschaftlichen Zustände in der Pflege eines dreißigjährigen Friedens wieder grün und schön wurde. Wie Figuren und Gestalten aus den ältesten Zeiten im Traume sich in die gegenwärtigsten Verhältnisse mischen und sich wie in einem Elysium miteinander behaben, so wird sich auch in gesellschaftlichen Traumzuständen immer Aehnliches begeben; das Allernächste wird zum Märchen, und das in Zeit und Raum Entfernteste zur greifbaren Gegenwart. Die Zeit, welche sich nicht in Thaten ausprägt, versinkt von selbst in das Chaos der Ewigkeit zurück, und die Wirklichkeit wird so dünn wie ein Gasschleier, hinter welchem man die Geisterwelt ihre Grimassen schneiden sieht. Fast kommt es mir vor, als wenn in der

Ferne der erste Hahnschrei den Morgen verkündete, und ich werde mich beeilen müssen, einige dieser Traumbilder festzuhalten, ehe sie zerrinnen.

Zu solcher Zeit hatte sich in humoristischer Verspottung der damaligen Restaurationsversuche der Pfaffen ein Club lustiger Gesellen gebildet, welche sich Benedictiner mit demselben Rechte hießen, wie noch jetzt jedes Casino in irgend einer Stadt dem lustigen Benedictinerkloster auf dem Monte Casino in Italien diese seine Bezeichnung verdankt. Unsere klösterlichen Zusammenkünfte hielten wir in verschiedenen Kaffeehäusern, häufig aber in dem Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse. Der renovirte Mönchsorden bestand aus Künstlern aller Art, Philosophen und Dichtern. Jeder bestrebte sich irgend einen geistigen Genuß der Gesellschaft zu bereiten. Die Gesellschaft hat sich nun längst aufgelöst, die fröhlichen Genossen sind zum Theile nach Ost und West zerstreut, zum Theile in das Moos des gemeinen Lebens hineinverwachsen, daß sie kaum mehr ausfindig zu machen sind. Ich bedauere sehr, daß ich

damals zu unachtsam war, die Ideen, welche dort im Herüber und Hinüber der Rede sich erzeugten, aufzuzeichnen; es sind manche davon zu geschichtlichen Thaten geworden. Nur diese Bilder sind davon übrig geblieben. Der Convent der modernen Benedictiner fand regelmäßig Sonnabends statt, und weil er spät in der Nacht anfing, so dämmerte gewöhnlich der Sonntagmorgen heran, ehe der Abt sein: Missa est! aussprach.

Da die Erzählungen aus dem traumreichen Weinkelche der Mitternacht hervorwuchsen, so wurden diese von selbst frühe Sonntagskinder. Ich darf sie daher unter den Namen ihrer Sonntage wiedererzählen.

Esto mihi.

Der Pianist Lißzt hatte sein Concert gegeben und die dresdener Welt entzückt. Nachdem die Kritik, welche sich im Convente gegen den Werth seines Spiels setzen und ihn den mechanischen Beethoven heißen wollte, von dem Enthusiasmus seiner Verehrer niedergedrückt war, versuchte sie einen neuen Angriff gegen die Emancipation der Musik vom Dienste religiöser und weltlicher Poesie und setzte sie mit der Emancipation der Weiber auf eine Stufe. Der Philosoph behauptete: wo die junge Frau im Hause herrsche, da sei der Mann ein altes Weib, eine Zeit aber, wo die Musik vorherrsche, käme ihm vor wie ein Sklavenschiff, auf dessen Decke die Sklaven nach der Pfeife des Bootsmanns ihre kettengelähmten Glieder wieder

grad tanzen müßten. Der Verfall der Musik und der neue Aufschwung der plastischen, insbesondere der dramatischen Kunst deute auf die Genesung der kranken Zeit. Man wurde endlich darin einig: daß ein jedes Genie einer bestimmten Kunst nur der eigenthümlichste Ausdruck des Gemüthes seiner Zeit, mithin von ihr in allen seinen Fasern bedingt sei. Wie sich so eine Zeit in ihrem Kunstgenie selbst genieße, so müsse die darauffolgende die ihr überlieferten Meisterwerke als ein- für allemal abgeschlossene Thatsachen hinnehmen und mit ihnen ihr einseitiges Leben zu ergänzen suchen. Benedict, ein Novize des Ordens, welcher erst vor kurzem aus Wien gekommen war, nahm von diesem Gespräche Gelegenheit, diese Geschichte zu erzählen:

Das Königelfenstück.

Ich hatte auf dem Gewandhause in Leipzig zum ersten Male die fünfte große Symphonie, aus C—moll, von Ludwig van Beethoven, gehört. Noch berauscht von diesem Strome der

Harmonie, welcher durch meine ganze Seele gebraust war, eilte ich die Straße hinunter, ohne den Regen zu achten, mit welchem der Monat März lauwarm den nahenden Frühling ankündigte: Und dieser große Meister der Töne ist mein Zeitgenosse! sprach ich, und ich sollte nicht den Trost haben, die Hand des Lebenden mit Danksagung zu drücken? Mit diesen Gedanken trat ich in mein einsames Zimmer. Ein Brief aus Wien! rief mein Diener. Ich erkannte an Siegel und Aufschrift, daß er von meinem reiselustigen Freunde Robert kam, von dem ich lange nichts gehört hatte. Ich erbrach den Brief und fand darin nur die Worte:

„'S gibt nur eine Kaiserstadt,
'S gibt nur ein Wien."

Johannes, unser vagabundirender Musikant, ist auch da! Komm doch!

Nichts weiter im ganzen Briefe, aber dieser Zuruf entschied über mich. Noch war ich jung und freudig, schnell entschlossen, noch war ich ein freies Roß, das mit fliegender Mähne Wette läuft mit dem Winde, und neckend die

Vögel jagt, und ich gebrauchte meine Freiheit: „Zwei Freunde und Beethoven dazu in Wien!“ rief ich aus, und das Lied weiter trällernd:

„O, das muß prächtig sein,
Da möcht' ich hin!“

rollte ich schon am dritten Tage darauf im Cabriolette auf dem Eilwagen in das blaue Böhmen hinunter, vor mir im grauen Märzhimmel schmetternd die erste Frühlingslerche, weiter und weiter, bis ich endlich am Kohlmarkte in Wien bei meinen beiden Freunden Abends am Kamin saß.

Von wem konnten wir anders sprechen als von Beethoven! Du kennst ihn, Johannes, fragte ich, sprich, welchen Eindruck macht er im gewöhnlichen Leben?

Johannes legte die Hand über seine Augen, als wollte er sich besinnen, dann sagte er: Ja, du solltest ihn gesehen haben, wie noch nicht die harte Hand des Geschicks seine Gestalt gebeugt, sein edles Antlitz verdüstert hatte! Wie ein junger Apollo, frei und schön, schritt er durch die Straßen hin. Schon sein Gang verrieth, daß er nur ein fremder Gast auf die-

ser Erde ist, so leicht und kräftig war er. Seine herrliche, hohe Stirne, über welche das Haar eine wilde Wetterwolke schlug, sein klares, leuchtendes Auge, und der schöne Mund, so unschuldig und kindlich, das Alles sprach die göttliche oder dämonische Weihe seines Geistes aus! Jetzt ist er fast für Niemand mehr sichtbar. Einsam und düster lebt er in seiner Klause. Man sagt: er sei krank!

Heute Abend noch, setzte Robert hinzu, erwarte ich meinen Freund, den Grafen Joseph, welchen Beethoven auch jetzt noch zuweilen vorläßt. Dieser kann dir mehr von ihm erzählen.

Und doch, wie glücklich, entgegnete ich, sollte ein solcher Genius sein, der das innerste, geheime Seelenleben, den Zusammenhang des Menschen mit Gott und der Natur, in seiner Kunst aussprechen kann, wie überselig, mit seinen Zaubersprüchen die Geisterwelt in das gemeine Dasein herunterrufen zu können!

Von diesem Glücke, versetzte Robert, weiß die schwedische Volkssage, welche den Geist der Musik in der Natur zu einem gespensti-

gen Wesen macht, und ihn den König Elf nennt, nicht viel zu erzählen. Dieser König Elf soll sich gern bei Wasserfällen, am Meere oder auf hohen Bergen aufhalten und dort einsam auf seiner Harfe wunderbare Weisen spielen. Wer ihm ein Stück ablernt, der soll damit allen Wesen gebieten können. Wenigen soll dieses auch gelungen sein, aber diese sind dennoch immer im Elende gestorben.

Wunderbar! Wunderbar! sprach Robert, wie für sich; eben fällt mir da eine Geschichte ein, die in einer schönen Gesellschaft ein junger Componist erzählt hat.

Ich war kaum dem Knabenalter entwachsen, fuhr er fort, als ich von einem Gönner an einem schönen Sommernachmittage zu einer vornehmen Familie mitgenommen wurde, welche nicht weit von hier auf einem Landgute wohnt. Dort sollte ich den großen Haydn kennen lernen.

Wir waren schon eine Weile dort, als der herrliche Meister mit seinem Schüler, welchen er damals hatte, ankam. Beide waren in der Familie als alltägliche Hausfreunde sehr be-

kannt. So jung ich war, so fiel mir doch das eigenthümliche Wesen des schönen Jünglings, welchen Haydn bei sich hatte, auf.

Es war später Nachmittag, als Haydn diesen seinen Schüler auffoderte, frei über ein Thema auf dem Flügel zu phantasiren. Dieser aber entgegnete fast muthwillig: Ich hab' nun heut' keine Lust dazu! — Nun, so erzählen Sie eine Geschichte! rief die schöne Tochter unsers Wirths. Das geht schon eher, versetzte dieser, und wendete sich auf dem Stuhl am Flügel, wo er saß, zur Gesellschaft herum, sodaß sein linker Arm auf der Stuhllehne ruhte, und sprach mit einem phantastischen Lächeln: Aber ich weiß nur Musikantengeschichten! Haydn entgegnete: Solche erzählst du ja am besten! Lustig oder traurig, wie du willst!

Unter dieser Bedingung, rief ihm die junge Gräfin zu, sollen Sie vom Flügelspielen dispensirt sein! Haydn schaltete leise ein: Wenn er sich nur erst in die musikalische Laune hineinerzählt hat, dann geht er von selbst ans Phantasiren auf dem Instrumente.

Der Flügelspieler sann eine Weile nach, dann sprach er: „Und aus Schweden ist meine Geschichte! Das ist nun eine geraume Zeit her, daß dort in einem Fischerdorfe am Meere, unter einem alten Schlosse, ein armer Student lebte, welcher in Upsala vier Wochen lang studirt hatte, und nun aus Armuth den Dorfmusikanten machte und, ich weiß nicht warum, von den Leuten Punktum Colofonium genannt wurde. Er wohnte die Reihe um bei den Fischern, häufig aber auch bei Erichson, der fast noch Knabe war, jedoch nach seiner Aeltern Tode die älterliche Hütte eigen besaß. Dafür lehrte ihn Punktum Colofonium die Geige. Aus dem Jungen wurde aber nicht viel; denn im Wirthshause, wenn die Fischer und Matrosen Tanz hatten, hielt er gar nicht ordentlich Takt. Das Wirthshaus hieß zum scheckigen Seekalb. Dort war eine einzige enge Stube, wo Wirthschaft und Tanz zusammen war. Weil für das Orchester kein anderer Platz da war, so wurde allemal vor dem Tanze ein Tisch umgelegt und mit seinem Gestell an ein Seil befestigt, das oben an der Decke

durch einen großen eisernen Ring ging. Dahinein wurde Punktum Colofonium mit der Geige, einem Lichte und einem Kruge Bier gesetzt, dann der Tisch am Seile in die Höhe gezogen, dieses selbst aber wieder an einem Haken an der Wand befestigt, sodaß der Geiger oben aus seinem schwebenden Orchester wie vom Himmel heruntergeigte.

Hatte er nun die tolle Gesellschaft, welche nach und nach so zahlreich wurde, daß der Tanz nur noch in einem Hin- und Herwogen bestand, in den Takt hineingegeigt, dann legte er ruhig seine Geige weg, stopfte sich eine Pfeife Taback und schaute dem Tanze gemüthlich und ruhig zu, ohne daß die Tänzer vor dem eigenen Lärm die Pause bemerkten.

Gegen Morgen aber griff Colofonium wieder zur Geige, that drei kreischende Striche, kehrte das Instrument um, pochte darauf, und die ganze Gesellschaft blieb, wie entzaubert, still stehen, der Wirth ließ den himmlischen Musikanten herunter, welcher jetzt sein Honorar einkassirte, noch ein Gläschen Rum trank und lächelnd in seine Herberge heimging.

An einem Sonntage jedoch hatte Punktum Colofonium Abhaltung im scheckigen Seekalb Musik zu machen. Dafür schickte er Erichson hin. Ehe dieser aber abzog, sagte er: „Erichson, sei einmal vernünftig und geig' nur immer das Lied: „Uebers Meer, übers Meer kommt ein altes Schiff daher!“ weiter nichts, hörst du? Sie sind einmal daran gewöhnt! Paſſ' auf, daß dir auch Keiner ohne Zahlung fortgeht! Du brauchst nur während des Tanzes manchmal die Mützen zu zählen, die sich herumdrehen! Hörst du?“

Erichson gab die besten Versprechungen und ging fort. Nach Mitternacht wurde jedoch dem Punktum Colofonium so schwer zu Gemüthe, so traurig und ahnungsvoll, daß er keine Ruhe mehr hatte, seine eigene Geige unter den Arm nahm und auf das Wirthshaus schlaftrunken zusteuerte, indem er vor sich hinbrummte: Uebers Meer, übers Meer!

Aber schon von weitem hörte er, daß Erichson gar keine rechte Tanzmusik machte. Wie erstaunte er erst, als er in die Tanzstube selbst hineintrat, und ringsherum die Bursche mit

ihren Mädchen am Arm bewegungslos stehen und Erichson zuhören sah, der eine Variation nach der andern auf seine Tanzmelodie aufspielte.

Lange hielt Punktum Colofonium nicht an sich, hastig machte er das Seil vom Kloben an der Wand los und ließ das Orchester mit Erichson herunterschweben, indem er ihn anschrie: „Du heilloser Junge, daß dich der Fiedelbogen erschlüge! Da stehen die Herren und Damen und werden nichts bezahlen! Fort mit dir! Und bin ich dir zum Lehrmeister nicht gut genug, so geh' zum König Elf und geig' mit ihm um die Herrgottsluft! Das kommt aber Alles her von der Dummheit. Ist da der Kerl verliebt bis über das vierfach gestrichene C hinaus, und nun soll's die Geige gethan haben! Marsch mit dir, Traumbuch!"

Die Fischer lachten hell auf, Erichson aber schlich beschämt, Thränen im Auge und seine Geige unter dem Arme, hinaus in die stürmische Nacht.

Da nun jetzt Punktum Colofonium wieder in seinem Orchester saß, die sieben magnetischen

Striche gethan und den Tanz wie ein Mühlwerk angelassen hatte, stopfte er seine Pfeife und sah behaglich auf das nichtige Erdengetümmel herunter, bis der Morgen graute, wo er seine Geige wieder nahm, seine drei Endstriche that, dann auf die Kehrseite pochte, und so Alles zum Stillstand und Bezahlen brachte.

Als er aber bei seiner Heimkehr Erichson mit seinem vierfach gestrichenen C, mit seiner hohen Liebe weder in der Hütte noch sonstwo antraf, ward ihm doch bang um den Knaben.

Mit dem vierfach gestrichenen C hatte es zwar seine Richtigkeit; Punktum Colofonium wußte es nur zu gut, daß Erichson oben zu dem Söller der Burg, welche der alte Herr Kanzler aus Upsala als Kammergut besaß, und wo er den Sommer über wohnte, zuweilen gegen Abend mit der Geige hinanschlich und auf den Saiten seinen Bogen melancholisch wie ein Rothkehlchen singen ließ, bis das schöne Töchterlein des Kanzlers oben zum Fenster heraussah und herunterrief: „Schönen Dank, Erichson!“ Er wird noch verrückt darüber!

sagte Punktum Colofonium, als Erichson drei Tage darauf noch nicht daheim war.

Da kam endlich an einem Morgen sein Nachbar zu ihm gesprungen und rief: Erichson ist wieder da! Kommt! kommt! Unten am Ufer! Ei, was der geigen kann!

Daß ihn —! versetzte Punktum, und eilte mit hinunter zu dem Strande.

Dort oben auf dem Felsen, an welchem die See grimmig hinaufbrandete, saß Erichson und spielte die Violine. In mannichfaltigen Gruppen saßen und standen um ihn herum Männer und Greise, Frauen und Mädchen, Alt und Jung. Er spielte aber auch in so wundersamer Weise, als kämen alle Töne, welche er anklingen ließ, aus einem Herzen, das aufgesprungen war, wie eine Rosenknospe zur Blüte.

Das war ein Lachen, ein Weinen, ein Jauchzen und Klagen durcheinander, als wäre die Geige unter seiner Hand ein lebendiges, geistiges Wesen geworden, das vor Lust und Schmerz nicht mehr wo aus noch ein wußte!

Kaum hatte Punktum Colofonium die ersten

Töne gehört, so geberdete er sich wie unsinnig, warf sich auf die Erde und schrie: Ich bin schuld daran! Er hat seine Seele dem König Elf verkauft! Erichson! ach, armer Erichson! Als das Volk diesen Ausruf hörte, so stürzte Alles auf Erichson ein und schrie durcheinander: Seelenverkäufer, schaff' dir deine Seele wieder! Werft ihn in die See!

Erichson jedoch flüchtete sich bis auf die äußerste Spitze des Felsens, welcher so steil und abschüssig war, daß sich Niemand hinan getraute. Dort, umbraust von dem Meere und dem wüthenden Volke, setzte sich lächelnd der bleiche Junge nieder und fing wieder an zu spielen, so seltsam rührende Weisen, daß die Männer, Weiber und Kinder wieder still wurden und sich verwundert ansahen. Von der Meerseite herauf kamen Seerobben, welche ihre Schwimmtatzen auf die Felsenblöcke legten, und die neugierig ihre Köpfe hoch emporhielten; in einem Halbkreis herum, auf- und niedersteigend, schwammen, schnalzten und tanzten Delphine, aus der Ferne wie eine Wasserhose brauste ein Walfisch heran, der vor Lust hohe

Wasserpalmbäume emporsprühte, oben aber, hoch über dem Felsen und dem Haupte Erichson's, drehte sich wie ein wunderliches Rad ein unzähliger Schwarm von Möven und andern Seevögeln.

Nicht lange hatte Erichson so gespielt, als sich ein fremder Herr durch das Volk empor, bis hinan zu dem höchsten Gipfel, auf welchem Erichson saß, drängte und ihm zurief: Junge, willst du dein Glück machen, willst du mit nach England schiffen, so steig herunter!

Erichson gehorchte, der fremde Herr nahm ihn unter den Arm und zog ihn mit sich fort. Niemand folgte ihnen.

Seit dieser Zeit wurde Punktum Colofonium kopfhängerisch. Niemand brachte ihn mehr dazu, die Violine zu spielen, Niemand sah ihn mehr im Wirthshause auf seinem himmlischen Orchester. Dafür hatte er sich an den alten Küster und Schulmeister des Ortes angeschlossen, welchem er im Schulhalten beistand und Sonntags für ihn in der Kirche die Orgel spielte.

Nach und nach wurde sein früherer, welt-

licher Lebenswandel, zusammt dem jungen Erichson vergessen. Von dem Pfarrer, ja sogar zuweilen von der gnädigen Herrschaft auf dem Schlosse ward der geschmeidige Küsteradjunct, die Leute sagten: Schulmeistergeselle, zu Tische eingeladen, und als endlich der alte Küster starb, war kein Besserer da, als er, der die Stelle hätte bekommen können.

Die Tochter des Kanzlers, Helene, war unterdessen zur schönen Jungfrau erblüht. Viele reiche und mächtige Herren hatten um sie geworben, bis endlich ein deutscher Oberst, der ihre Bekanntschaft in Upsala gemacht hatte, ihre Hand errang.

An einem schönen Juliabend war das ganze Schloß erleuchtet; an langer, prächtiger Tafel, welche mit schweren goldenen und silbernen Gefäßen besetzt war, prangten viele Herren und Damen, vor Allen aber die schöne Braut Helene, und zu ihrer Seite freudig und herrlich der Oberst, ihr Bräutigam.

Der alte Herr Kanzler war so aufgeräumt, wie ihn noch Niemand gesehen hatte.

Nach alter schwedischer Sitte fehlte bei

dem Hochzeitsgelage nicht der Küster. Punktum Colofonium saß gar ehrbar an der äußersten Tafelecke, hier einmal als wahres Schlußzeichen und Punktum; wußte gar sittsam Messer und Gabel zu gebrauchen, und steckte so kleine Bißchen in den Mund, daß man ihn für ein Eichhörnchen im Großen hätte nehmen können. So sehr hatte er sich cultivirt!

Als jetzt der Kanzler sein Auge bis an den äußersten Horizont der Tafel — den ehrlichen Punktum streifen ließ, schien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Sinn zu fahren. Der kluge Punktum Colofonium hatte es kaum gemerkt, so neigte er den Rücken, drehte das feingepuderte Köpfchen wie ein geschmeichelter Affe, schief, und zog den Beutel seines Mundes zu einem süßen Lächeln auf. Der Kanzler rief ihm zu: Was meint Ihr wol, geschätzter Küster, wenn ich Euch sage, daß ich vor kurzem Euern Erichson gesehen habe, zu Upsala im königlichen Schlosse!

Dem Küster fielen vor Schrecken Messer und Gabel aus der Hand. Sprachlos stierte er den Kanzler an. Dieser aber fuhr fort: Es

ist wunderbar, wie oft in den niedrigsten Verhältnissen sich ein Talent entfaltet, das später die ganze Welt entzückt! An demselben Abende, wo ich die Freude hatte, am Hofe die Bekanntschaft meines lieben Schwiegersohnes zu machen, eröffnete uns unser gnädigster Herr und König, daß wir einen Virtuosen auf der Violine hören würden, welcher nicht nur London und Paris, sondern auch die großen Städte Hollands und Deutschlands mit seinem Spiele begeistert hätte, und nun in seine Heimat zurückgekehrt sei, aus welcher er so unbeachtet und unbekannt fortgewandert wäre! Noch hatten wir kaum um seinen Namen fragen können, als Ruhe geboten wurde und aus der Nebenhalle hervor sich die Töne einer Violine vernehmen ließen, so melodisch klingend, und dann wieder so schneidend und jauchzend, und wieder wie in vielfachen, glühenden Kreisen durcheinander laufend, daß uns fast der Athem verging. Das war keine menschliche Musik! Ich sah vor ihr manche Gesichter erbleichen und manche Thräne sich aus den Augen stehlen.

Das war der heillose Erichson! flisterte

Punktum Colofonium wehmüthig für sich. Der Kanzler fuhr fort: Wie nun das Spiel mit drei plötzlichen Strichen verklungen war — Das hat er doch noch von mir! sprach leise Colofonium — und die Gesellschaft sich neugierig in die Halle drängte, sahen wir im hellen Kerzenlicht einen schlanken, bleichen Jüngling stehen, welcher mit seltsamen, großen klaren Augen zu uns herüberschaute.

Da nahm unser gnädigster Herr und König einen Pokal mit Wein, gab ihn meiner Tochter Braut und sprach sehr gnädig zu ihr: Aus den schönsten Händen soll der Künstler die freundlichste Gabe haben!

Wie aber meine Helene ihm den goldenen Ehrenbecher überreichte und er sie wie bekannt anredete, erschrak mein armes Mädchen so, daß er sie mit dem Arme auffangen mußte! — Und als ich ihn selbst erkannte und den Knaben Erichson nun als einen so schönen Jüngling, und als einen berühmten Künstler wiedersah, freute ich mich selbst recht herzlich. Ich habe ihn eingeladen, zu uns zu kommen. Kommt er, so soll ihm viel Gutes von mir geschehen!

Die Kunst und der junge Künstler sollen leben! — Alle stießen mit an, bis auf Punktum Colofonium, welcher that, als wäre ihm die Serviette hinuntergefallen.

Bei diesen Reden war es fast Mitternacht geworden. Die junge Braut saß wie in tiefen Gedanken da. Während sie so für sich hinträumte, war es ihr, als hörte sie aus der Ferne etwas tönen wie Wassertropfen, welche auf eine metallene Platte hoch und klingend herabfallen. Jetzt verschmolzen sich die Klänge wie zu einer Melodie, welche tönen mochte wie die Weise bei einem Elfentanze, so heimlich süßlockend, dann wie Wehklage, Mark und Gebein durchrieselnd, und wieder wie milde und doch dringende Bitte.

Mit Gewalt suchte sie sich von diesen Tönen loszumachen, sie kamen immer wieder. Es war ihr, als klängen die Strahlen des Mondes, welche durch die gothischen, gemalten Fenster in bunten Farben hereinfielen, so wundersam auf sie ein und riefen ihr heimlich in die Seele: Erichson ist da! Dein Erichson! Der arme, gute Erichson! Komm doch, du Süße, du Liebe!

Immer mächtiger wurden die Töne über sie, welche um sie webten und sich zu einem Netze verschränkten, das über ihr Haupt zusammenschlug.

Jetzt war es ihr, als ging die Thür auf — weit — weit, sodaß sie hinübersehen konnte, ganz deutlich auf den mondbeschienenen Felsen, auf dem sie Erichson sitzen und die Violine spielen sah. Hinter ihm empor stieg nebelhaft und gewaltig ein gespensterhafter Greis, welcher eine goldene Krone auf dem Haupte trug, mit zwei Sternenaugen zu ihr herüberblickte und ihr mit der Hand winkte.

Da konnte sie nicht länger widerstehen. Sie stand geräuschlos von der Tafel auf und verschwand durch die Thür. Die Gesellschaft sah sich befremdet an. Alles ward im ganzen Saale still.

Jetzt hörte man deutlich aus der Ferne ganz eigene Violintöne, wie Wandervögel rufend, herüberziehen. Was ist das? rief der Kanzler. Punktum Colofonium sprang am Ende der Tafel plötzlich auf und rief wie in Todesangst: Das ist Erichson mit dem vier=

fach gestrichenen C, das ist das Königelfenstück, aber rückwärts gegeigt; ich kenne es! da verspielt er nun gar die Seele! aber er thut's ihr doch an, daß sie zu ihm muß!

Auf diese Worte stürzte jetzt Alles fort, die Braut zu suchen. In keinem Zimmer, keiner Kammer, nicht im Schlosse, nicht im Hofe war sie zu finden. Da eilte der Bräutigam schnell zum Thore hinaus. Kaum hatte er sich um den hohen Thurm hinumgewendet, so sah er auf dem Felsenkamme, dort, wo er von dem gegenüberstehenden Felsen am Meere wie gewaltsam abgerissen und zurückgedrängt war, und einem Abgrund Raum machte, eine weiße Gestalt händeringend im Mondscheine, weit vorgebogen, als zöge sie eine Geisterhand hinunter. In Eile hatte er sie erreicht. Es war Helene, welche ohnmächtig in seine Arme sank.

Hier brach der Erzähler, Haydn's Schüler, auf einmal ab, drehte sich zum Flügel um, auf dessen Claviatur er rückwärts mit der Hand schon längst dann und wann einen Ton angeschlagen hatte, sprach kein Wort mehr, sondern

fing vielmehr das bekannte Lied „Adelaide" an zu spielen und zu singen, und wie er damit zu Ende war, ließ er so seltsam die Töne jauchzend und tosend durcheinander laufen, als hätte er alle aus ihrem irdischen Kerker befreit und zöge nun mit ihnen siegestrunken hinüber in das große Reich der Harmonie.

Die schöne Tochter unsers Wirths sagte aber fast gereizt: So ist er nun! Jetzt hat er uns Alle vergessen! Ja, er weiß nie, wo er ist.

Doch hatte sich der junge Künstler auf dem Instrumente bald ausgetobt. Wie selbstvergessen rief er: Könnte ich nur so ein Königelfenstück geigen, meinetwegen vorwärts oder rückwärts, zum Leben oder Sterben!

Wovon schwärmst du wieder?" sagte jetzt Haydn leise zu seinem wunderlichen Schüler, indem er ihn sanft auf die Schulter schlug. Ach so — von Bremen! erwiderte dieser. Diese Redensart, schaltete Robert ein, hatte er nämlich an sich, wenn er sich wegen seiner Zerstreutheit entschuldigen wollte.

Um die Unterhaltung, welche durch das

Benehmen des jungen, eigenen Mannes etwas verstört war, wieder in Gang zu bringen, fragte unser gütiger Wirth: Nun war das schon das Ende der Geschichte?

Ja, die geht weiter fort! erwiderte der junge Künstler, drehte sich auf dem Sessel um, legte den linken Arm auf die Sessellehne und fuhr fort: Nun, der deutsche Oberst lebte vermuthlich recht glücklich mit seiner schönen Schwedin in Deutschland! Aber der arme Erichson? fragte die schöne Tochter unsers Wirths. Bedauern Sie ihn, meine Gnädige? Ach ja! zu bedauern ist er wol! Denn nachdem er in jener Hochzeitnacht so seltsam gespielt hatte, konnte er keine Musik mehr machen. Sobald er nur die Violine zur Hand nahm und mit dem Bogen über die Saiten wegzog, verschloß sich sein Gehör; denken Sie um des Himmels willen, ein Sohn der Harmonie, und taub!

O, das muß ein Elend sein! Die ganze Seele voll Melodie, daß sie vorspringt bis an die Fingerspitzen, und taub dazu! Das ist eine lächerliche und wahnsinnige Geschichte

zugleich! Doch auch dieses Leid mußte der arme Erichson auskosten; er wurde aber darüber schwermüthig, melancholisch, sagte man. Tage und Nächte lang saß er auf dem Lager im väterlichen Erbhause, das er noch besaß, auf seinem Schoose die treue Violine, welche er wie ein Liebhaber seine todte Braut betrachete.

Weil er nun mürrisch und verschlossen war, so flohen ihn alle Menschen um so mehr, als das Gerede ging, daß er ein Hexenmeister wäre. Die sind freilich hier, wie in Schweden selten. Er möchte wol verhungert sein, wenn sein alter Diener, welchen er aus Holland mitgebracht hatte, nicht das gewonnene Geld verwaltet und ihn wie ein Kind gewartet und gepflegt hätte. Außer diesem seinem Diener war er für Niemand sichtbar.

So vergingen zehn Jahre. Helene, deren Gemahl unterdessen im Kriege gefallen, war um diese Zeit mit ihrem kleinen Sohne wieder in ihr Vaterland und auf ihren Stammsitz zu ihrem alten Vater zurückgekehrt. Punktum Colofonium, welcher sich auf dem Schlosse bei dem Kanzler dadurch sehr in Gunst gesetzt hatte,

daß er ihm die Zeit durch Vorlesen aus alten Chroniken vertrieb, war häufig dort.

Da Niemand dort oben von dem unglücklichen Geiger sprach, so hielt auch er es für angemessen, von ihm zu schweigen, obschon er sich zuweilen nach ihm theilnehmend erkundigte, auch manchmal dem alten Diener desselben eine fette Gans für ihn zustellte; denn Gänsebraten ging dem trefflichen Küster über Alles, und keinen größern Beweis von Liebe und Freundschaft kannte er, als eine fette Gans geschenkt zu erhalten, oder zu verschenken.

Als er einst auf dem Schlosse einen solchen Braten mitverspeist und dazu gar spanischen Wein zu trinken bekommen hatte, und nun so seelenvergnügt in das Dorf herunterstieg, daß er heimlich durch die Zähne das fidele Liedchen summte: Uebers Meer, übers Meer kommt ein altes Schiff daher! — kam ihm der Diener Erichson's entgegen und bat ihn, mit zu seinem Herrn zu kommen, welcher ihm etwas zu entdecken habe! Fragt er endlich doch einmal nach mir? sagte der Küster, nun, das muß kurz vor seinem Tode sein!

Indem er so vor sich hinwankte und, von vornehmer Eitelkeit angesteckt, den Busenstreifen vorzupfte, ging er mit hinab zur Hütte des Unglücklichen. Dieser lag auf Thierfellen am Boden, neben sich seine Violine, welche für ihn verstummt war.

Gleich bei seinem Eintritte sprach Punktum Colofonium mit all' dem feierlichen Ernste, welchen er im Amte und Herrendienste sich angeeignet hatte: Nun, Erichson, willst du endlich ablassen von der verfluchten Kunst? Du siehst ja selbst, daß dich Gott bessern will, da er deine Ohren verschließt, sobald du Musik machen willst! Werde lieber fromm, wie ich es gethan habe! Du kannst glauben, dem Frommen geht es immer wohl auf dieser Welt! Sieh mich nur selbst an! War ich nicht vormals so mager wie du? Jetzt, wenn ich in den Spiegel blicke, kommt mir fast eine sündige Eitelkeit an, sehe ich, wie ich mich abgerundet habe und wohlgefällig geworden bin!

Erichson aber entgegnete: Lästere nicht auf die Kunst; denn sie ist das zweite Wort, durch welches Gott mit der armen Menschheit hie-

nieden spricht, oder, wenn du lieber willst, sein herrliches Gewand, gewoben aus Andacht und Entzücken! Wie ich noch nicht an der heiligen Kunst gesündigt hatte mit böser Leidenschaft, stand ich gar nahe vor seinem Throne! Und ich weiß auch, daß meine Seele wieder klar werden wird!

Aber, lieber Erichson, versetzte Punktum Colofonium, wenn du deine Seele verkauft hast an den König Elf — Erichson ließ ihn nicht ausreden, sondern rief: Schweig, du armer Mensch! Was willst du gegen Den sagen, auf dessen Fittige Gott Himmel und Erde gelegt hat, in dessen Odem Alles lebt, webt und lebendig ist! — Und du kennst ihn? — Ja! versetzte Erichson, und das danke ich dir! Und da ich merke, daß meine große Stunde kommt, wo ich eingehen werde, dort, wo die lautere Harmonie ist, von der wir armen Menschen in dieser schweren Luft nur einen dumpfen Abklang haben, so will ich dir meine Sünde beichten, damit mein Herz frei wird! Vielleicht weißt du noch, daß du mich einst von der Tanzstube fortgejagt hast, mit der Wei-

sung: ich sollte zum König Elf gehen! Wie ich nun kindisch und gläubig war, und schon von den Leuten gehört hatte, daß man den König Elf zwingen könne, sein Zauberstück Einen zu lehren, wenn man sich an das Meer setze um Mitternacht, und eine Stunde lang sotto ponticello geige — in verfluchten Mistönen, und ich dabei auch an die Tochter des Kanzlers dachte, die ich zu erringen glaubte, wenn ich ein so großer Meister würde, so faßte ich mir ein Herz und that mit der Geige, wie ich gehört hatte. Heute noch gellt mir die Seele von jenen entsetzlichen Tönen, welche ich damals der Violine abzwang; ich aber war wie rasend, ein jeder Ton ward mir zum Todesschmerz und ging wie eine stumpfe Säge reißend und zerrend durch alle meine Nerven; aber ich ließ doch nicht nach. Da war es mir endlich, als sähe ich weit in unermeßlicher Ferne um mich herum einen rauschenden klingenden Kometen schweifen, der wie ein Orkan, in immer kleinerm Kreise herandonnerte, und endlich einen großen Regenbogenring um mich her-

umlegte, mit sieben Farben, welche wie Blitze durcheinander zuckten. Da sah auf mich herab plötzlich ein wunderbar schönes, majestätisches Angesicht, und jetzt war es mir, als hörte ich sprechen: Armer Wurm, meinst du die Weltharmonie zerreißen zu können? Und nun hörte ich Ton für Ton die göttliche Weise, die ich nachher dann und wann mit meinem Spiele wieder zu erhaschen suchte! Ich war von tausend Seligkeiten trunken! Als diese Weise mir verklungen war, hörte ich wieder sprechen: Kennst du das Gute, lerne auch das Schlimme! Das erste befreit, das letzte bindet die Geister! Wehe dir, wenn du es spielst!

Und nun hörte ich auch das schlimme Stück, das ich noch besser merkte als das gute, und das ich nur einmal gespielt, und — nun nie wieder den Klang der Musik darnach gehört habe! — So ist Alles, Alles verloren!

Jetzt versank Erichson wieder in tiefes Nachdenken. Nach einer Weile rang sich, wie tief aus seinem Herzen hervor, leise fragend das Wort: „Helene?"

Ihr Gemahl ist todt; sie ist vor kurzem

mit ihrem kleinen Sohne zu ihrem Vater zurückgekehrt.

Erichson nickte mit dem Haupte und sprach für sich: So schließt sich der Ring ab; es konnte nicht anders kommen! Ich werde nicht eher sterben können, bis ich das echte Königelfenstück, an dem ich zeitlebens studirte — mein Requiem — mir doch wieder ausgesonnen, noch einmal gespielt, noch einmal gehört habe. Sollte meine Sterbestunde so austönend hinaufklingen zu dem Schloß, so bitte sie, daß sie bete für die Ruhe meiner Seele!

Da Erichson sein Gesicht jetzt mit den Händen bedeckte und nicht mehr sprach, entfernte sich Punktum Colofonium. Ob er die Bitte des Armen der hohen Frau eröffnet haben mochte, weiß ich nicht, da er in seinem ganzen Benehmen gegen das Haus seines Gönners, des Kanzlers, gar vorsichtig und diplomatisch war. Doch sah man seit einiger Zeit öfters Helene mit ihrem kleinen Sohne auf dem Balkone stehen und gedankenvoll hinunterblicken auf die Hütte, in welcher der unglückliche Geiger lebte.

So saß sie auch einst dort oben auf dem Balkone, neben ihr der Kanzler, ihr Vater, und vor ihnen Punktum Colofonium, ein dickes, aufgeschlagenes Buch in seinen Händen, worin er dem Knaben der schönen Witwe Bildnisse der Nordlandsrecken, und wilde Thiere und Drachen zeigte.

Eben neigte sich die Sonne zum Untergange nach dem Meere, das in glutrothen, langen Wogen ihr entgegen zu athmen schien. Wie durch einen rosenfarbenen Meerhimmel zogen die Fischernachen mit weit aufgeblähten, weißen Segeln wie Schwäne dem Ufer zu. Eine große, feierliche Stille hatte sich über die ganze Natur gelagert.

Da schien es, als begönne die Luft in sich selbst hineinzusingen und zu klingen. Alle horchten auf! Wie ein süßer, selig gewordener Schmerz, wie fromme Pilger, erlöst von aller Qual der Erde, himmelan zur ewigen Heimat, Hand in Hand, lobpreisend und singend aus dem Erdenthale, wallten die Klänge empor.

Helene weinte unaufhaltsam, Punktum Colofonium aber legte seinen Zeigefinger an die

Nase, und sprach zu seiner eigenen Genugthuung: Das ist das echte Stück, das er spielt! Nun wird er sterben können.

Der Kanzler stand auf, faßte Helenens Hand und sprach: Welche Schuld auch Erichson tragen mag an jenem wunderbaren, schrecklichen Einfluß, welchen an jenem Abende sein Violinspiel auf dein Gemüth äußerte, so laß uns doch mit ihm versöhnen, der sich zur wahren Harmonie zurückgefunden hat und wol bald dem ewigen Frieden entgegengeht.

Helene nahm ihr Söhnchen auf den Arm und stieg mit ihrem Vater in das Thal hinunter; mit sich selbst in sanften Handbewegungen gesticulirend, folgte hinterdrein Punktum Colofonium. Wie sie sich so der Hütte und der Musik selbst näherten, war es ihnen, als träten sie ein in eine große, altgothische Kirche, deren Pfeiler krystallen und klingend zum Himmel aufstiegen, und oben sich zusammenwölbten in eine große, flammende Rose.

Ausnehmend schöne, präcise Uebergänge! flüsterte Punktum Colofonium für sich, kräftig mit langem Bogenzug vorgetragen, in guter

alter Manier! Ich muß nur meine alte Violine wieder einmal vornehmen! O, ich bin noch nicht alle Tage todt!

Als sie eintraten in die Hütte, sahen sie Erichson auf seinem Lager aufrecht sitzen und das geliebte Instrument spielen. Er bemerkte die Eintretenden nicht. Seine Augen waren halb geschlossen, und wie nach innen gekehrt.

Helene beugte sich mit dem Kinde zu ihm nieder. Da that er den letzten Strich, legte das Instrument neben sich, schlug die Augen auf und blickte in das himmlische Angesicht Helenens. Ein kindliches, unschuldiges, seliges Lächeln flog über sein Antlitz! Helene! rief er, aber wie er die Arme zu ihr emporheben wollte, sank er auf sein Lager zurück. Seine Hände falteten sich wie zum Gebete, seine Augen schlossen sich; — er war entschlafen.

Haydn's junger Freund schwieg jetzt. Da auch die Gesellschaft, mehr oder minder gerührt, das Schweigen nicht unterbrach, that dieser einige wilde Griffe auf dem Instrumente, hörte wieder auf, summte einen musikalischen Gedanken, welcher in ihm jetzt aufsteigen mochte, vor

sich hin, und verließ, ohne sich zu verabschieden, zerstreut und wie im Traume die Gesellschaft.

Der Arme hatte in prophetischer Vorahnung fast sein eigenes Schicksal erzählt.

Darf ich, Robert, deinen Erzähler errathen? fragte ich.

Er war es! erwiderte Robert.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; der längst erwartete Graf Joseph trat langsam und feierlich herein. Mit hervorstürzenden Thränen rief er: O dieser Schmerz! Heute hat die Erde wieder einen großen Mann verloren. Vor einer Stunde starb — Ludwig van Beethoven!

Der Abt dankte im Namen des Ordens dem Novizen für seine Erzählung, und beschloß mit der Aufforderung: daß jegliches Mitglied bei Vermeidung strenger Buße den Maskenball besuchen solle, welcher im Hôtel de Pologne auf nächsten Dienstagabend angesetzt war, die Sitzung.

Die meisten Brüder verließen den Saal,

es waren nur noch vier bis fünf zurückgeblieben, welchen ein junger Franzose, Namens Leclerc, ein Gast der Gesellschaft, eine französische Carnevalsgeschichte zu erzählen versprochen hatte:

Le bal Beaudouin

Mein Vater, begann Leclerc zu erzählen, ist ein reicher Seidenhändler in Paris, ich und meine Schwester Lucie sind seine einzigen Kinder, die Mutter haben wir in den ersten Jahren unserer Kindheit verloren, der Vater hat sich nicht wieder verheirathet. Ich wurde im väterlichen Hause, meine Schwester im Kloster erzogen. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, doch hatte ein Student der Medicin, Robert Lesailles, Gelegenheit gefunden, sich ihr bekannt zu machen und einen Liebeshandel mit ihr anzuspinnen. Ihre Liebe mochte in der schönsten Blüte stehen, als mein Vater sie aus dem Kloster nahm und mit einem alten, reichen Geschäftsfreunde verlobte. All' ihr Bitten: sie nicht zu dieser Verbindung zu zwin-

gen, all' ihr Jammern: ihr noch Zeit zu gönnen, rührte nicht sein Herz. Deine Mutter, war die einzige Antwort, hatte vor ihrer Verheirathung mit mir gleiche Grillen, und doch sind wir miteinander glücklich geworden, denn sieh, liebes Kind, ein Ehestand, welcher sich auf Vermögen gründet, ist ein Haus, das guten Grund hat, es fällt nicht leicht ein. Nach der Fastenzeit sollte die Hochzeit sein. Wohl denn, sagte meine Schwester zu mir, so gehört der Carneval noch mein. Ich mußte ihr versprechen, heimlich sie auf den bal Beaudouin zu führen. Es war Aschermittwoche, und viele Hunderte Eckensteher liefen gegen Abend auf den Boulevards herum mit transparenten Ankündigungen: „Le bal Beaudouin!“ Ich war einer der Ersten, welche die Kette bei dem Billetverkaufe machten, und konnte schon Abends acht Uhr meiner Schwester Lucie hinter dem Rücken unseres Vaters die beiden Billete zeigen. Um elf Uhr küßte er Lucie die Stirne, gab mir die Hand zur guten Nacht, und ging zu Bette, wir Beide auch, doch nur um wieder aufzustehen, und uns in die Maskencostume

zu werfen, welche wir in Bereitschaft hatten, und unter dem Schutze des Portiers aus dem Hause zum Balle zu eilen. Als wir dort Arm in Arm ankamen, fanden wir das Haus bereits von unzähligen abenteuerlichen Maskenfiguren belagert; denn noch waren die Thüren, welche sich erst um Mitternacht öffnen sollten, verschlossen. Noch war es im Theater todtenstille, selbst das Brausen der Volksmenge davor glich einem Walde vor dem Sturme mit unheimlichem Flüstern, sodaß man die hämmernden Zimmerleute und Tapezierer, welche noch im Saale beschäftigt waren, wie pickende, pochende Spechte vernehmen konnte. Zuweilen schlich sich auch ein Ton vom Stimmen der Instrumente heraus; Lucie zitterte wie voll Angst an meiner Seite. Jetzt hörten wir von Notre Dame die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde metallen, langaustönend und dräuend wie die zornige Stimme eines Fastenpredigers durch die Luft zittern, einen jeden Glockenschlag begleitete die harrende Volksmenge mit einem höllischen, doch noch halbunterdrückten Jubelschrei, mit dem zwölften Schlage spran-

gen die Thüren des Theaters auf, und wie ein Strom geschmolzenen, flüssigen Erzes bei einer Feuersbrunst in ein Bassin, so quoll der tolle Schwarm hinein und platzte dort in einzelne Gruppen im tausendstimmigen, wüsten Geschrei auseinander. Es war eine tausendgliedrige Masse, grölzend, brüllend, wiehernd, springend, kugelnd, bockend, in gräßlichem Gelächter durcheinander, eine Republik der Narrheit, zusammengewürfelt aus Robert Macaire's, Pieorot's und Pieoretten, Polichinelle's, Matrosen, Fischermädchen, Hidalgo's, Rosenmädchen, Banditen und Schäferinnen! Die ganze goldene Jugend des Jahres stak in diesen Masken. Bald waren nicht nur der Saal, sondern auch die Logen, die Corridors, das Foyer gefüllt. Im Hintergrunde des Saales, hinter der Draperie brennendrother Vorhänge saß das Orchester so verborgen, daß man nur den Hexenmeister Beaudouin auf seinem erhöhten Tritte mit Taktirstocke in der Hand stehen sah. Lucie hatte mich in die Loge gezogen, welche wir sonst bei der Oper abonnirt hatten. Dort trafen wir die schlanke, schwarze Figur eines jun-

gen Mannes, welcher auf der Brust einen Todtenkopf von weißem Zeuge aufgenäht trug. Er begrüßte uns und gab sich zu erkennen. Es war Lesailles, der Geliebte meiner Schwester. Nach einer Stunde, sagte er lächelnd, führe ich Ihnen meine Tänzerin hierher zurück, lieber Bruder! und verschwand mit ihr. In diesem Augenblicke hob Beaudouin den Taktirstock, ein gellender Pfeifenruf, ein Trommelwirbel, und im krampfhaften Zittern scheint unten im Saal die Gesellschaft gebannt zu sein. Es wickelt sich aus ihr ein Fandango heraus; es sind die spanischen Ballettänzer mit ihren Tänzerinnen bei der großen Oper, Castagnetten schlagend, auf den Zehenspitzen pirouettirend, sich einander bald fliehend, sich verfolgend, bald sich wieder vereinigend, hingießend Leib zu Leib, jetzt sich anstarrend wie in tödtlicher Lust, und nun kommt der groteske Cancan, dieser wahnsinnige, gliederverdrehende, gesichterschneidende Tanz Aller zugleich, durcheinander, scheußlich romantisch in arabeskenartiger Willkürlichkeit der aus der Schlaffheit zu Verzuckungen aufgestachelten sündhaften Glie-

der. Die verrückte Musik scheint Glied von Glied zu emancipiren, Alles dreht sich wie besessen im Wirbel herum. — Jetzt fällt ein Kanonenschuß, Sturmgeläute, wieder ein Kanonenschuß, lautlose Stille überall und nun der Ruf einer Stentorstimme: „Die Hugenottenquadrille!" Die Galopade beginnt. Die Musik wird zu einer teuflischen Malerei in Tönen; man wähnt die stürmenden Glocken und das Geschrei: Zu den Waffen! Zu den Waffen! zu hören — dazwischen abgebrochene Sätze aus Psalmenmelodien, knatternde Flintenschlösser, Gewehrsalven, Triumphgeschrei der Mörder, das Angstgeschrei der Verfolgten, das Winseln der Sterbenden und immer wieder ein ängstlich klingendes Horn, als rufe es Coligny! Coligny! Durch allen diesen Wirrwarr der Töne hört man die zielenden Schüsse des eisernen Gewehres Karl's IX., welcher aus seinem Fenster unter das Volk schießt, begleitet von einem Pickelflötenkichern seiner Mutter, Katharina von Medicis. Aus allen diesen Elementen besteht die Quadrille; sie ist ein getanzter Bürgerkrieg. Wie die Colonnen durcheinanderstürzen! Selbst

das Gebäude geräth in die Schwingungen des bacchantischen Tanzes, der sich wie ein Treibrad um sich selbst dreht. In diesem Zauberringe wirbeln sich die äußersten Leidenschaften von ganz Paris, Frankreichs Zukunft in einem verzerrten Vorspiele, seine glänzendste Jugend in zerrissenen Kleidern, es flattern die Locken der Mänaden, ihre Augen haben nur noch einen starren Blick. Die Musik selbst ist nur noch ein wüthendes Volksgeheul, ein Orkan im Walde, man hört das Zusammenbrechen der Bäume; — dort stürzt ein Tänzerpaar, die wüthende Colonne fliegt theils darüber hinweg, theils verwirrt sie sich und verwickelt sich in den Fall. War das nicht Robert Lesailles mit dem Todtenkopfe vor der Brust, der Gesellschafter meiner Schwester, der wahnsinnige Vortänzer, welcher zuerst stürzte? Ich eile in den Saal hinunter, Beaudouin hat mit einem Taktschlage die Musik und die Galopade beendigt; — mitten im Saale liegt ein todter Mensch — Lesailles, Lucie neben ihm knieend, die kleinen, weißen Fäuste in die Augenhöhlen gedrückt. Ein Polichinel ist mit ihm beschäftigt, er bricht

ihm die geschlossene Hand auf, ein Fläschchen rollt auf den Boden, es erhebt sich ein tausendstimmiger Ruf: Er hat sich vergiftet. So war es. Mitten im Tanze hatte er die Phiole, welche er vorher zu sich gesteckt haben mochte, ausgeleert. Ich bemächtigte mich meiner Schwester und brachte sie heim. Sie ist seitdem geistesabwesend. In einem kurzen, hellen Momente erzählte sie, daß sich plötzlich die Hand ihres Tänzers eiskalt angefühlt, sie jedoch noch einmal mit ihm durch den Saal getanzt habe, bis er starr niedergestürzt sei.

Mein Vater hat mich auf drei Jahre aus Paris verbannt. Was sollte mich von dort sonst vertreiben? Doch hinweg mit allen trüben Gedanken, noch bin ich jung und die Welt gehört der Jugend!"

Der Sonntagmorgen war angebrochen. Benedict beredete die Freunde zu einem Spaziergang in das Freie. Die Gefilde lagen bereits von Schnee und Eis befreit, nur hier und dort sah man noch schmale, weiße Streifen

wie Kreidestriche auf einer schwarzen Tafel. Die Sonne war über den Wald emporgetreten, und die Flur schimmerte mit ihren überreiften Bäumen und Büschen wie das Fenster eines Juweliergewölbes. Am Himmel hoch oben zog eine Wolkenlämmerheerde vor dem bleichen Gesichte der Sonne einher; die Thäler waren frei vom Nebel, welcher sich in langen Streifen an den Bergwänden der Hoflößnitz hingelagert hatte. Die Luft war frisch und erquickend wie Brunnenwasser.

Als die munteren Gesellen die Höhe hinaufstiegen, und die Aussicht nach der sächsischen Schweiz ihre Zauber ausbreitete, rief Johannes: O, wenn wird der Morgen der Freiheit in der Welt einst anbrechen!

So seid ihr, versetzte Benedict, dessen Augen und Gesicht von Lebenslust glühten, selbst die Natur ist euch nicht gut genug, um sie als Gleichniß für eine Idee zu verpuffen. Meinst du nicht, daß jedes Ding ein Recht hat, für sich selbst Etwas zu sein? Muß man denn immer durch die Brille die Welt angucken?

Ich kenne diese Redensarten, entgegnete bitter Johannes, und alle Variationen auf Goethe's Worte: „Pfui ein politisch Lied!"

Als ob ich, entgegnete Benedict, verkennen wollte, daß jede erhabene Idee ein Moment der Begeisterung für den Dichter sein könnte, nur muß sie Fleisch und Blut geworden sein, um aus seinem Gemüthe wie eine Blume emporzuwachsen. Meinetwegen besinge die Freiheit, wie sie in einer Menschenthat zur Erscheinung gekommen ist, singe von der Liebe, wie sie in einer geliebten Seele ihre Arme um dich breitet, oder vom Frühling, wie er dich aus dem Kelche der Blume anblickt, in den Baumwipfeln flüstert oder aus der Brust der Nachtigall in einer Mondnacht flötet, singe alle Töne aus der Seele heraus, nur laß die fanatische Kopfstimme aus dem Spiele! Doch laß uns vor Allem Freunde bleiben!

So waren sie oben auf der Anhöhe angekommen, wo sie die Linie der neuen Eisenbahn, wie sie sich zur Residenz im Thale hinaufzog, mit ihren Blicken verfolgen konnten.

Benedict hatte ein Fernglas bei sich, er

schob es zurecht und schaute lange hindurch. Bei dem günstigen Wetter dieser Tage hatte die Arbeit wieder begonnen. Man sah Hunderte von Arbeitern an verschiedenen Stellen beschäftigt. Hier erblickte man einen Brückenbogen über einen Seitenweg wölben, die Mauerer und ihre Handlanger, die auf- und abgehenden Aufseher, dort weiter zurück die lange Reihe von Schiebkarren, welche die Erde von einer Stelle zur andern schafften, da stampfende, dort grabende und schaufelnde Arbeiter. Man sieht wol im Sommer Ameisen über den Weg in tausenderlei Beschäftigung auf einer Linie durcheinander wimmeln, ein gleiches Bild von lebendiger Beschäftigung gab hier die Aussicht auf die Arbeit an der Eisenbahn.

Benedict ließ endlich das Fernrohr vom Auge sinken und sagte: Hier siehst du einen Gedanken, welcher Raum und Zeit überwindet und Städte, Länder und Völker aneinanderkettet und sich als gewaltiger, feuerschnaubender Drache der vorwärtseilenden Zeit vorspannt, und dennoch ist er kein politisches Gedicht in deinem Sinne. Du kannst mit deinen rheto-

rischen Versen viel nützen, aber diesen eisernen Gedanken überbieten sie nicht, denn er ist eine That geworden.

Mir ist, entgegnete Johannes, als lernte ich dich noch verstehen, obschon dein ganzes Wesen mir wildfremd ist.

Hast du denn nie, versetzte Benedict, etwas Eigenes erlebt?

So will ich dir, erwiderte Johannes, die heimlichsten Schränke meines Innern aufschließen!

Die unbekannte Schöne.

In dem heißen Sommer vorigen Jahres, begann Johannes zu erzählen, welcher uns wie mit einem Zauberschlage aus dem kühlen Norden unter den Wendekreis versetzt hatte, gewöhnte ich mich, am frühsten Morgen in das Freie zu wandern, um nach der schwülen Nacht in der Morgenkühle die matten Glieder zu erfrischen. Doch war die Hitze fast zugleich mit dem Aufgange der Sonne da, sodaß ich es für räthlich hielt, meine Spaziergänge ein-

zuziehen auf die Fußwege, welche auf der Südseite der Stadt zwischen Gärten und Feldern hinlaufen. Dort, wo die Gärten wie ein gebogenes Knie von dem Fußwege abbiegen und einer Wiese Raum lassen, hatte ich einen derselben entdeckt, welcher so süß verstohlen im Schatten liegt, daß ich mich nicht enthalten konnte, zuweilen auf den alten, gekrümmten Acazienbaum, welcher außen an der Mauer steht und mit seinen tiefen Aesten von selbst den Fuß zum Steigen einladet, hinaufzuklettern und in den Garten hineinzublicken. In der Tiefe desselben liegt ein kleines, altes Haus, dessen Fenster von grünen Jalousien fast immer verschlossen sind. Ich hatte noch Niemand im Gärtchen gesehen, doch war es so sorglich bestellt, daß ich an Feerei hätte glauben mögen. Während in der Sonnenhitze rings auf den Fluren alle Gräser verdorrten, schien es, als wenn nur diese kleine Stelle wunderbar vor dem Einflusse schädlicher Witterung behütet wäre. Es blühten darin die schönsten Levkoien- und Resedabeete, Nelken und Lilien durcheinander, und verbreiteten

weithin die süßen Düfte, welche mich zuerst herbeigelockt hatten. In der Mitte des Gartens befand sich ein Springbrunnen, welcher mir das Räthsel der Frische umher erklärlich machte. Als der Monat August mit täglich steigender Sonnenhitze gekommen war, und ich mich in einer Nacht wie in einem feurigen Ofen schlaflos auf meiner Matratze wälzte, faßte ich den raschen Entschluß aufzustehen und einen Spaziergang in das Freie zu machen. Fast ohne Absicht kam ich wieder in die Gegend dieser Gärten. Es war so klarer Mondenschein, daß man einen Brief dabei hätte lesen können, doch war die ganze Natur noch eingewiegt in die Nachtruhe, nur die Heimchen zirpten und schrillten im eintönigen Chore ihr einschläferndes Wiegenlied.

Schon von weitem wehte mir der Resedaduft des heimlichen Gärtchens entgegen und schien mich wie mit Zaubergewalt hinüberzuziehen. Als ich an die Acazie gelangte, kam es meinem Ohre vor, als wenn das Plätschern der Fontaine sich unregelmäßig vermehrt hätte. Ich setzte meinen Fuß in den Bug des Bau=

mes und blickte über die Mauer. Ein Blick, und ich war in die schöne Zeit des griechischen Heidenthums versetzt. Denke dir, die keusche Luna wäre in dieses verborgene Bassin zum Bade hineingestiegen, die Marmorglieder nur vom Schleier langflutender Haare und Mondscheindämmer verhüllt, um ein Bild von jenem Bilde zu haben, das ich dort erblickte.

Als hätte ich eine schwere Sünde begangen, sprang ich vom Baume wieder herunter und irrte traumtrunken in den Feldern umher.

Du wirst es erklärlich finden, daß ich seitdem häufig zur blühenden Acazie wallfahrtete. Nach vielen vergeblichen Gängen glückte es mir, die Zauberin, welche dort so heimlich wohnt, wiederzusehen. Sie stand unter der Thür des Hauses und fütterte die Tauben, welche zu ihren Füßen herumliefen, ja sich ihr auf Schulter und Arm setzten, um aus dem Erbsenkörbchen, das sie trug, selbst zu picken, wenn die Hand mit dem Wurfe zu lange zögerte.

Ich hatte bald erspäht, daß dieses Gartenhaus auf der Vorderseite in die Gasse hinein-

stand, sodaß ich Gelegenheit hatte, mich nach den Bewohnern desselben zu erkundigen. Haus und Garten gehören einer alten Frau, welche den Leuten die Karte schlägt, aus den Linien der Hand und aus dem Kaffeesatz wahrsagt. Sie hat zwei Kinder bei sich, — jenes Mädchen, welches ich im Garten gesehen hatte, und einen Knaben, welcher das Portraitmalen bei dem alten Maler Schuber lernt. Die Alte hütet das Mädchen wie ein Drache den Schatz; es ist unmöglich, bei ihm Zutritt zu gewinnen. Ich suchte und fand jedoch vor kurzem die Bekanntschaft mit Cecil, ihrem Bruder; — doch habe ich es noch nicht von ihm erlangen können, ihn bei seiner Pflegemutter besuchen zu dürfen. Ich versuchte durch Cecil mit seiner Schwester in Briefwechsel zu kommen, er ließ sich auch erst zu meinem Liebesboten bereitwillig finden, nahm jedoch kurz darauf sein Versprechen wieder zurück und beschränkte mich auf die mündliche Bestellung meiner Grüße an sie. „Sie habe mich gesehen, sie werde mich kennen lernen!“ ist bis jetzt Alles, was sie mir durch Cecil hat wissen lassen.

Sieh, so blüht in deinem Leben, erwiderte Benedict, ein so schöner Baum voll Poesie, daß du nur die Hand auszustrecken brauchst, um die schönsten Blütenkränze dir zu pflücken.

Unter diesem Gespräche kamen sie durch die Neustadt zurück und über die Brücke. Bei dem Georgenthore trennten sie sich mit dem Versprechen, sich ganz gewiß wieder nächsten Sonnabend im Casino zusammenzufinden.

Invocavit.

Der moderne Benedictinerconvent war am Sonnabende wieder vollzählig versammelt. Die Unterhaltung begann sich von selbst um den Maskenball in der Fastnacht zu drehen. Es gab viele kleine Abenteuer zu berichten, Masken zu schildern, Scherze zu erzählen, bis sich endlich ein Streit über die Bedeutung der Carnevalfreuden für unsere Zeit erhob. Der philosophische Bernhard wollte das Carneval als Reaction der durch das Christenthum unterdrückten sinnlichen Gemüthswelt angesehen wissen; dagegen machte Johannes geltend, daß die Griechen mitten in ihrem Heidenthume die Dionysien gefeiert hätten, und daß man mit gleichem Rechte den Wein für einen Rebellen gegen das Christenthum erklären könne; denn

durch ihn werde eine innere, unwillkürliche Trunkenheit, durch den Vorsatz, im Carneval toll zu sein, ein willkürlich äußerlicher Rausch bewirkt. Dieses Gleichniß brachte den alten Maler Schuber auf den Vorschlag, die Bekehrungsgeschichte eines Trinkers zu erzählen.

Vinetus.

Die geräumige Feststube im Schösserhause zu Chorburg, begann der Maler, war festlich mit grünen Kränzen und Guirlanden geziert, reichfaltige Vorhänge schmückten die Fenster, an welchen Orangeriebäumchen mit glänzendem Laube und süßduftenden Blüten standen. Der Fußboden war so glatt gebohnt, daß er im Scheine des Kronleuchters wie ein gelber Spiegel sich ausnahm. Der ausgeheizte Ofen verbreitete eine so erquickende Wärme, daß man sich so unter Duft und Blumen in die schönste Sommernacht zurückträumen konnte.

Um die lange Festtafel herum saßen die mit besonderer Sorgfalt geputzten Gäste, obenan der Schösser Vinetus, der Freudengeber, und

ihm zunächst seine näheren Freunde, der Oekonomieinspector Hahn vom herrschaftlichen Gute, dann der Diakonus Sittewald, und diesem zunächst Doctor Lindenschmied, der Arzt des Städtchens Chorburg. Ein so hohes Fest war noch kaum in Chorburg gegeben worden; denn heute feierte Vinetus, der sich gern im Glanze zeigte, das Jubiläum seines funfzigjährigen Lebensalters und seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung, und zugleich das Fest einer fünfundzwanzigjährigen Entsagung und Enthaltung vom Genusse des Weins; denn so lange hatte er Wasser und wieder Wasser getrunken. Welche schwere Kämpfe hatte er mit dem Wasserglase in der Hand in dieser Reihe von Jahren den Ueberredungen zum Weintrinken gegenüber mühsam und siegreich gestritten, welche schwere Stunden mit seinen eigenen Gelüsten durchgerungen! Aber er war standhaft geblieben. Ein solcher langer und schwerer Kampf, dieser fortwährende Sieg verdiente eine Palme, zum mindesten einen Antheil am heutigen Jubelfeste.

Saß nun auch Vinetus groß und klar, wie

der Wasserkönig, mit einem mächtigen Krystallglase voll so reiner Flüssigkeit heute bei der Tafel, so fehlten doch für seine Gäste nicht die köstlichsten Weine, welche unter Pech und Kork mit verblichenen und vermoosten Etiketten erschienen, um von ihren Kometenvätern zu erzählen. Wie der wunderliche Refrain eines dänischen Volksliedes schlugen durch alle seine Gespräche die ermunternden Worte: „Doctor Lindenschmied, trink doch! Diakonus, trink doch! Inspector, Wein macht munter, o, so lange doch zu!" Blühten aber auch alle seine Gäste rosenroth auf in der süßen Glut des Weins, so blieb dennoch das Gesicht Vinetus' weiß wie eine Wasserblume und seine Augen wie klare, blaue Vergißmeinnichte an einer Wasserquelle.

Nur zuweilen flog ein sarkastisches Lächeln über sein Gesicht, wenn er die Verwirrung bemerkte, welche der Dämon des Weins in den Gedankenreihen seiner Nachbarn anrichtete; denn auch die Tugend hat ihren Stolz; wer möchte nun gar einer solchen, ein Vierteljahrhundert lang geprüften Tugend bei ihrem Ju-

biläum nicht gern einen kleinen Triumph gönnen? Als aber Lindenschmied von dem großen Marschall Ney, bei dessen Regimente er früher als Wundarzt gewesen war, und der Buttermilch, mit welcher er ihn einst von einer schweren Krankheit curirt haben wollte, und dem schrecklichen Tode des großen Mannes zu erzählen anfing, — eine Geschichte, welche er bei jedem Trinkgelage und immer wieder anders erzählte, Sittewald aber unter bitteren Thränen gegen das Laster der Trunkenheit lospredigte, gerieth Vinetus in seine rosenfarbige Laune, und lachte vom Himmel seiner Entsagung mit göttlicher Genugthuung seiner selbst gar erhaben herunter auf seine Tisch- und Zeitgenossen, welche, befangen von Wein und Widersprüchen, so tief unter ihm standen. Das ist der Lohn der Tugend! Nur der Inspector Hahn, welcher eine so derbe Natur hatte, daß sie aller Macht des Weines Trotz bot, blieb auch jetzt in seinem geistigen Gleichgewichte. Um so mehr ärgerte ihn der heimliche Triumph des Schössers.

Wie einen Stiletstoß that er daher an ihn

die Frage: Aber warum trinkst du keinen Wein? Vinetus sank bei dieser plötzlichen Anrede seufzend in seinen Großvaterstuhl zurück. Der grausame Inspector aber fragte wieder: Heute an deinem Jubelfeste Wasser und wieder Wasser?

Quält mich nicht! entgegnete kleinlaut Vinetus, ihr wißt —

Nichts wissen wir! erwiderte Hahn der Inspector.

Was unterscheidet den Menschen vom Thiere? fragte Lindenschmied, und antwortete sich selbst: daß er Wein trinkt! Wasser ist nichts als dicke Luft, Luft ist das Element der Vögel, Wasser das Lebensprincip der Fische; sag' mir nur, was soll aus dir nach diesem Leben werden: ein Fisch oder Vogel?

Alles — Alles, entgegnete Vinetus, nur kein Weindämon! Denkt ihr denn, ich liebe nicht die wunderlichen Geister, die neckischen Gesellen in Fässern und Flaschen, denkt ihr nicht, daß auch meine Seele in Inbrunst zu ihren lustigen Gelagen gezogen wird? Sie wissen es zu gut, wie sie uns um unser bis-

chen göttliches Wesen bringen können! O, was gibt sich dieses neidische Gesindel für Mühe, uns um dieses himmlische Erbe zu bringen, und uns hinunterzuziehen zu ihnen? Aber es ist doch ein Elend so ein Leben, wo man nichts ist als eine Leidenschaft, nur ein verfluchtes, einseitiges Gefühl, thierisch und ungezähmt. Ihr, lieben Freunde, könnt euch schon eher mit den Geistern des Weins abgeben; euch, die ihr noch zunächst mit der thierischen Natur zusammenhängt, können sie eben nicht viel anhaben. So stammest du, Lindenschmied, von Kleeblumen her, welche in den Leib der Rinder übergingen, bis eine Kuh fertig war, von dieser Kuh fuhrest du mittels der Milch in menschliches Fleisch und Blut, deshalb hattest du noch heute eine Sympathie zur Buttermilch!

Stoß mich nicht! rief der Inspector zum beleidigten Lindenschmied. Ein lautes Gelächter entstand. Als aber Vinetus bewies, daß Sittewald eigentlich eine große Kartoffel, und der Inspector Meerrettig gewesen wäre, und sich so eigentlich in die menschliche Gesellschaft

hereingeniest habe, schlug ein so ausgelassenes Gelächter durch die Stube, daß davon der Flügel, welcher in der Ecke stand, unwillig zu brummen begann.

Aber welchem Seethiere, fragte der Inspector, verdankst denn du, Vinetus, deine Herkunft, du, der du Wasser schluckst wie eine Wasserhose über dem Meere?

Ich habe es mir vorgenommen, entgegnete Vinetus, bei dem so merkwürdigen Abschnitte meines Lebens, den wir heute feiern, gleichsam wie auf einer erstiegenen Anhöhe ein wenig zu verweilen und in die Thäler und Schluchten meines Lebens hinabzublicken. Wie ich noch mit der Studentenmütze auf dem Kopfe und der Mappe unter dem Arme einherwanderte, und meine Augen noch an allen Fenstern nach schönen Mädchengesichtern herumliefen, lernte ich die liebliche Tochter eines Weinschenken kennen. Ich erkaufte mir da in einigen Römern Weins tagtäglich die Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen. Das Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachsen, war so jungfräulich schön und in all' ihrem Wesen so besonders, daß

meine ganze Seele in Liebe zu ihr entbrannte. Gar bald bemerkte ich, daß auch ich ihr nicht gleichgültig war.

Erzähle mit Umständlichkeit deine Krankengeschichte! rief der Doctor; — aus welchen Symptomen schlossest du auf Gegenliebe?

Wenn ich noch einen halben Römer Wein verlangte, fuhr Vinetus fort, so füllte sie mir das Glas stets bis zum Rande.

Sehr gut geschlossen! erwiderte der Doctor; denn nur die Liebe macht die Frauen freigebig. Dennoch, entgegnete Vinetus, konnte ich mich keiner weitern Gunst erfreuen als eines freundlichen Grußes; ich liebte sie eben, wie nur ein junger Mensch zum ersten Male und mit ganzer Seele ein weibliches Wesen lieben kann. Wie viele Aufmerksamkeiten und kleine Ränke mußte ich aufbieten, bis es mir gelang, ihre kleine weiße Hand in der meinigen auf wenige Minuten zu fesseln. Noch heute erinnere ich mich, wie sie an dem Goldfinger einen Ring mit einem großen, kostbaren Rubine trug, der keiner Fürstin Schande gemacht hätte. Sie sagte zuweilen zu mir: Vinetus, dieser Ring ist

meine ganze Ausstattung! Dieser war mir überaus kostbar, da er mir immer Gelegenheit gab, ihn zu bewundern und dabei ihr Flaumenhändchen zu erobern. Nachmittags von zwei bis vier Uhr, wo dort noch keine Gäste waren, kam ich regelmäßig in die Schenke zu der holdseligen Aloysia. So hieß sie nämlich. Schon war ich mit meinen Trancheen so weit vorgerückt, daß ich mich zu ihr auf ihren Fußschemel hinsetzen und stundenlang in den feuersprühenden Rubin ihres Ringes blicken durfte. Ach, mein Herz glühte wie er, nur daß es dort noch lebendiger war, aber erst später, wie dieser Rubin, ein versteinertes Feuer wurde.

Aber wie stand es da mit der Abwartung deiner Collegien? fragte Sittewald.

Schlimm genug! versetzte Vinetus. In einer einsamen Stunde nahm ich einst Gelegenheit wahr, ihr mein ganzes Herz zu entdecken und sie mit furchtsam bebender Stimme zu fragen: ob sie mich liebe?

Aloysia erwiderte: Darf ich denn einen Menschen lieben, der tagtäglich im Weinhause

sitzt und sein Geld, seinen Verstand und seine Zukunft vertrinkt?

Diese Antwort hatte ich nicht erwartet. Beleidigt entgegnete ich: Wenn das Alles wahr ist, was Sie sagen, so ist es nur für Sie und durch Sie geschehen!

Ach so! entgegnete sie erzürnter; glauben Sie denn, daß ich nur deshalb Sie bei mir leide, weil Sie meinem Vater den Wein abtrinken?

Aloysia! Aloysia! rief ich, bringe mich nicht außer mich!

Gehen Sie! in Gottesnamen gehen Sie! erwiderte sie noch gereizter.

Glauben Sie, mich beleidigen zu können, weil ich hier in einer Schenkstube bin? Was denken Sie von mir?

Herr Vinetus, ich kann es Ihnen nicht verwehren, hierher zu kommen und Wein zu trinken, so viel Sie wollen; aber ich werde gehen, sobald Sie wiederkommen!

Mein Fräulein! antwortete ich tief gekränkt, in diese Verlegenheit werde ich Sie nie setzen!

Mit diesen Worten nahm ich meine Mütze und ging hinweg, um nie wiederzukommen.

Das war brav und moralisch gehandelt! entgegnete Sittewald; über das Thema der Selbstachtung werde ich Sonntags über acht Tage predigen!

Um mich zu betäuben, fuhr Vinetus fort, stürzte ich mich wie ein Rasender in das Studium der Jurisprudenz. Die scharfe Logik der römischen Gesetzgebung machte meinen Kopf immer heller und mein Herz immer kälter. Nur zuweilen zuckte es wie ein tiefer, verhaltener Schmerz unwillkürlich in mir empor.

Die Straße, wo Aloysia wohnte, hatte ich von jener Stunde an vermieden. Nach einiger Zeit machte ich mein juridisches Examen und erhielt die rühmlichste Censur.

Da ich einiges Vermögen hatte, so glaubte ich nunmehr, mir zu meiner Niederlassung als Advocat den Ort auswählen zu können, der mir am besten zusagte.

In dieser Absicht strich ich in den Gegenden umher, bis ich an einem Abende drüben über die Hügel herabkam und vor mir das

freundliche Chorburg mit dem alten Wartthurme liegen sah. Einen unaussprechlich freundlichen und friedlichen Eindruck machte die ganze Gegend auf mich. Eine innere Stimme sagte mir: Hier wirst du glücklich sein, Vinetus! Hier, abgeschieden von der großen Welt, in diesem freundlichen Thale wirst du Ruhe finden!

Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich stieß meinen Stab in die Erde und blieb hier. Gar bald machte ich Bekanntschaft mit dem Schösser Thus, meinem nachmaligen Schwiegervater. Seine einzige Tochter, die nun jetzt meine liebe Frau ist, war damals in der schönsten Blüte ihrer Jugend. Obgleich sie eine besondere Aehnlichkeit mit Aloysia hatte, so darf ich doch eingestehen, daß sie auf mein Herz, welches nun ganz mit Pandektentiteln und alten und neuen Jahrszahlen, mit dem Edictum perpetuum und dem ganzen prätorianischen Rechte wie eine Vogelscheuche ausgestopft war, nicht den geringsten Eindruck machte. In meiner jungen Advocatenpraxis lebte ich so hin wie ein Zugthier, das in eine Gabeldeichsel gespannt ist, ohne rechts noch links zu sehen.

Da erhielt ich einst gegen Abend durch den Postboten ein Packet aus der Universitätsstadt schwarz gesiegelt. Ich riß es bestürzt auf und das Medaillon, das ich bis jetzt auf der Brust trage, fiel daraus hervor.

Hier löste Vinetus eine Schnur, welche er verborgen unter seiner weißseidenen Weste trug, und brachte ein Medaillon zum Vorscheine, welches unter Glas ein Portrait auf Elfenbein gemalt zeigte. Der Diakonus wischte die Augen aus, zog die Gläser seiner Brille durch das Taschentuch und hielt, nachdem er den Blick geschärft hatte, das Bild an das Wachslicht. Alle traten zusammen und betrachteten es. Es stellte das Gesicht eines jungen Mädchens vor. Das Köpfchen war überaus einfach. Die braunen, reichen Haare waren alle zu einer Krone zusammengeflochten, welche mehr nach dem Hinterhaupte zu abwärts gedrängt war und weder dem schlanken Nacken, noch der schön gewölbten Stirne ein Löckchen gönnte. Das Gesicht selbst war edel und fast stolz gehalten. Die Augen waren sanft und dunkel, nur der Mund spröde wie eine noch nicht aufgeblühte Rosenknospe.

Vinetus' Freunde waren alle von dieser einfachen Schönheit hingerissen, sodaß der Doctor ausrief: Den letzten Groschen hätte ich in der Schenke bei diesem Mädchen verzehrt; ich hätte meine Stiefeln auf das Leihhaus getragen und versetzt!

Ich habe noch nie die Gutsherrschaft bevortheilt, rief der Inspector, aber das Mädchen hätte mich zu einem Spitzbuben machen können!

Nur der Diakonus seufzte und sagte: Ja, die Verführung dieser Welt ist groß! Die Beeren an der Schlinge sind oft so verführerisch, daß auch der Beste dahinein gerathen kann! Wohl dir, Vinetus, daß du der Tugend treu geblieben bist! Selbstüberwindung ist hart, aber sie belohnt sich hundertfach bis in das tausendste Glied.

Vinetus entgegnete: Trink, trink, Diakonus! Ich sage dir, trink! und höre zu! Mit diesen Worten hing Vinetus das Medaillon wieder um und verbarg es auf seiner Brust, indem er fortfuhr: Ihr habt in diesem Portrait nur einen Schatten von der Schönheit der spröden Aloysia gesehen. Ihr könnt denken, wie ich bei dem Anblicke dieses Bildes betroffen war. Die alte Leidenschaft stieg wieder in

meiner Seele riesengroß empor; ich sage euch, mein Herz schlug empor wie eine Feuerflamme.

Ich nahm endlich den Brief zur Hand und las, was mein Lebelang wie ein Messerstich in meiner Brust wühlen soll. Der Vater der armen Aloysia schrieb an mich:

„Vorgestern habe ich meine Tochter Aloysia begraben lassen. Seitdem Sie uns nicht mehr besuchten, war es, als wenn jede Freude von ihr gewichen gewesen wäre. Niemand ahnete die Ursache ihres Kummers, und jetzt wissen wir sie eigentlich noch nicht. Von Woche zu Woche jedoch siechte mein Kind mehr und mehr, bis es endlich auf das Krankenlager sank, um nicht mehr aufzustehen. Kurz vor ihrem Tode bat sie mich, Ihnen, Herr Rechtsconsulent, dieses Medaillon zu übersenden, welches ihr Portrait enthält, das ich einst auf Bitten eines armen Malers fertigen ließ. Um Ihnen zu zeigen, daß ich in keinerlei Weise Vorwürfe weder machen kann, noch möchte, füge ich den Preiscourant der von mir frisch bezogenen Weine bei, mit der Bitte, darauf zu reflectiren, indem ich stets auf vorgängige Bestellung mit

der promptesten Lieferung und wie Sie finden werden, mit den billigsten Preisen zu Diensten stehe."

Vinetus schwieg jetzt, in den Schmerz der Rückerinnerung versunken, Lindenschmied aber füllte leise die Becher. Nach einer Weile warf Vinetus die Frage auf: Hat der Mensch Schmerz und Lust in seiner Gewalt?

Ohne Antwort abzuwarten, fuhr er fort: Ich brachte nach Empfang dieses Briefes eine entsetzliche Nacht des Jammers und Leides zu. In der Raserei des Schmerzes hatte ich mich auf die Dielen der Stube geworfen und wüthete gegen mich selbst bis zum Anbruche des Morgens. Da stand ich auf. Meine Seele war bis zur Bewußtlosigkeit verfinstert. Ich eilte hinaus in die freie Natur und irrte im Walde herum, ohne daß ich die Last meines Herzens hätte loswerden können. Ich kehrte wieder in mein Zimmer zurück und warf mich in den Armstuhl, welcher an meinem Schreibetische stand. Da fiel mir der unglückliche Preiscourant, welchen mir Aloysia's Vater mit überschickt hatte, in die Augen und zugleich brach

ich unwillkürlich in ein so unaufhaltsames Lachen aus, daß ich es nicht hätte bezwingen können, und wenn es mein Leben gekostet hätte. Ich schrieb an den speculativen Weinhändler und erhielt nach dem Verlauf einer Woche auf meine Bestellung eine Lieferung vom edelsten Rheinweine. So oft nun der Schmerz um Aloysia auftauchen wollte, griff ich zum Glase und fand immer schon auf dem Boden der zweiten Flasche eine unendliche Fröhlichkeit.

Als ich einst so bis spät in die Nacht hinein geschwärmt und vor mir einen frisch angefüllten Becher stehen hatte, in welchen ich träumend hineinblickte, war es mir auf einmal, als sähe ich in eine wunderherrliche Landschaft hinein. Hohe Gebirgswände mit Reben bepflanzt, einen vorüberziehenden, majestätischen Strom und darauf vorübersegelnde Schiffe mit lang hinausflatternden Wimpeln erblickte ich da vor mir. Auf den Schiffen selbst sprangen und sangen viele seltsame Männchen in abenteuerlichen Trachten mit Federhüten, Schärpen und langen Stoßdegen. Einige von ihnen hingen im Takelwerke und spielten auf der Laute,

andere bliesen auf silbernen Hörnern. So flog Schiff an Schiff vorüber. Endlich kam ein viel größeres Schiff, dessen Bord von Diamanten und Rubinen strahlte, mit vollen Segeln, welche von rother Seide waren, herangeflogen. Auf dem Verdecke aber stand Aloysia in ihrer gewöhnlichen Tracht, ein geschliffenes Kelchglas mit Wein in beiden Händen emporhaltend. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Unter dem Zujauchzen der wunderlichen Männchen auf den andern Schiffen, welche jetzt in einem großen Halbkreise umher hielten, stürzte ich mich in die Flut. Da verging mein Bewußtsein.

Ihr könnt leicht glauben, daß ich nun erst recht mich der Zauberei des Weins hingab, zumal wenn es Nacht wurde. Bald verwandelte sich mein Zimmer in eine blühende Rosenlaube mit schmetternden Nachtigallen, aus deren geheimnißvollem Dunkel mir Aloysia entgegentrat, oder in eine sonnige Blume vom Cactus grandiflorus, worinnen ich und sie wiederum zusammensaßen, ihre Hand mit dem Rubine in der meinigen ruhend.

Ich erfuhr erst später, daß mein Zustand zu jener Zeit in der Gegend nicht wenig Aufsehen machte. Es schien unerhört zu sein, daß ein so junger, talentvoller Mann, für welchen man mich ansehen wollte, sich dem Laster des Trunkes so ganz ergeben hatte, daß man ihn fast für wahnsinnig halten konnte. Mein nachmaliger Schwiegervater glaubte es endlich sich schuldig zu sein, mit mir von der Sache zu reden. Eines Tages besuchte er mich in meiner Behausung und wußte so gewandt mich auszufragen, bis er von mir Alles erfahren, ja sogar das Bild Aloysia's gesehen hatte. Er sagte aber dazu kein Wort, sondern empfahl sich.

In diesem Augenblicke trat Brigitte, die Frau Schösserin, herein und präsentirte schwarzen Kaffee.

Ich wähnte, rief ihr Vinetus zu, dich schon längst im Bette.

Habe ich doch fast wieder ausgeschlafen! antwortete sie; ich hatte aber keine Ruhe mehr, deshalb zog ich mich wieder an, besorgte euch Kaffee und bleibe noch ein wenig bei euch, wenn die Herrschaften es erlauben.

So hatte ich, erzählte Vinetus weiter, einstmals wieder bei hereinbrechender Nacht dem Becher zugesprochen, und schon fing mein Zimmer an, sich in ein großes, hellgeschliffenes Weinglas zu verwandeln, um dessen Rand herum mark- und herzerschütternde Melodien liefen, als führ' ein Riesenfinger oben am Glase scharf im Kreise herum. Da sank auf einmal die Gestalt Aloysia's vor mir nieder und sprach mit unendlich betrübtem Gesichte: Schade, schade um dich, daß du deinen gesunden Verstand in Wein ersäufst! — Erschrocken von dieser Anrede rief ich aus: Es geschieht Alles um deinetwegen! Deinetwegen bin ich so schlecht geworden! — Und deinetwegen, erwiderte Aloysia's Geist, kann ich nicht ruhen im Grabe, da du mich immer wieder zwingst, dir zu erscheinen. Vinetus, es wird der Tag kommen, wo wir Beide vor Gottes Richterstuhl stehen! — Ich war zerknirscht, ich umschlang ihre Füße und rief: Fordere Alles von mir, ich gelobe, ich halte mein Angelöbniß! — So schwöre mir, entgegnete die Erscheinung, nie mehr einen Tropfen Wein zu trinken! — Ich schwöre es

dir, so wahr mir Gott helfe! — Amen! sagte eine dumpfe Stimme. Alles war verschwunden. Ich selbst lag furchtbar nüchtern auf der Diele. Erst um Mitternacht raffte ich mich auf, kroch in mein Bett und schlief bis spät in den andern Tag hinein. Wie ein anderer Mensch stand ich auf, und trank seitdem nie mehr einen Tropfen Wein! — Daß ich ein vernünftiger Mensch geworden bin, verdanke ich ihr, der holdseligen Aloysia. Laßt sie hoch leben!

Aloysia hoch! riefen die Gäste, nur Brigitte stieß in alter Eifersucht nicht mit an, sondern rief:

Gott im Himmel, muß ich denn immer von diesem Weinschenkenmädchen hören? Ich habe es zwar meinem Vater auf seinem Sterbebette versprochen, dir davon nichts zu sagen, aber damit du nur weißt, fuhr sie eifrig fort, — ich machte an jenem Abende deine Aloysia; — ich war es, die dich ermahnte, besser zu werden und keinen Wein mehr zu trinken.

Du? fragte Vinetus mit langgezogener Stimme und weit aufgerissenen Augen, in wel-

chen ein entsetzlicher Dämon aufzuwachen schien, du? du?

Ja! entgegnete Brigitte. Mein Vater hieß mich an einem Abende meinen großen weißen Schleier über mich werfen und nun mußte ich mit ihm in deine damalige Wohnung gehen und dir die Rede halten, die mich der Vater auswendig hatte lernen lassen! Ich konnte kaum das Lachen halten, wie du so barmherzig dem Weine dich abschwurst, und als mein Vater hinter der Thür so grausig: Amen! sagte, mußte ich fortlaufen, um nicht herauszuplatzen. Sieh, und das ist die ganze Geschichte mit deiner Aloysia, und nun redest du auch nicht mehr davon, nicht mehr, Väterchen?

Vinetus war aber aufgesprungen und schrie mit gellender Stimme: So wäre Alles nur ein verfluchter Spaß, ein fünfundzwanzigjähriger wässeriger Spaß?

Sei nur gut! beschwichtigte Brigitte. Vinetus fuhr fort:

Und eines solchen Spaßes halber keinen Wein und nur Wasser und wieder Wasser? —

Nach Thibaut's System des Pandekten-Rechts §. 147 ist ein solcher Irrthum essentiell und macht den Vertrag null und nichtig, und kraft aller Rechtsautoritäten zerreiße ich ihn hiermit! Weg mit deinem schwermüthigen Kaffee! Und du — elender Wasserkrug? — Hier nahm er das Wasserglas und schmetterte es an die Wand. So bin ich frei, und nun Opitz, dreifach verruchter Opitz!

Eure Gnaden befehlen? rief Opitz, der Diener, hinter dem Ofen hervor, wo er schon, nach seinem eigenen Ausdrucke, der fünften Henne den Kragen umgedreht hatte.

Opitz! rief Vinetus mit verstärkter Stimme, frische Gläser her und dazu den noch nicht angebrochenen Korb mit Johannisberger von 1811!

Frau Schösserin, flüsterte der Diakonus, Frau Schösserin, was haben Sie gethan?

Brigitte aber lachte und sagte: Ja, Väterchen! trink nur ein Glas Wein. Ich hätte es mir nun und nimmermehr vergeben, wenn du auch heute zu deinem und meinem Ehrentage nicht ein Glas Wein getrunken hättest!

Schon standen die frischen Gläser und sechs Flaschen Cabinetswein vom Jahre 1811 auf dem Tische. Vinetus bebte vor innigem Verlangen an allen Gliedern. Mit einer unaussprechlichen Gewandtheit entkorkte er die erste Flasche. Mit heiliger, inbrünstiger Andacht füllte er das weite Becherglas und rief dazwischen: Höre ich wieder das Rauschen und Säuseln des herrlichen Weins, das an mein Ohr heransingt wie das Wehen des Frühlings, wie das heimliche Summen der Bienen im Lindenbaume, wie das Flüstern des wachsenden Grases? Sehe ich euch wieder, ihr feinen, emporhüpfenden, sprühenden Funken, euch lieblichen Geister der Freude? Willkommen! Willkommen! Seh' ich auch dich wieder, du lieblicher Perlenkranz, der du mit Silber umfassest die herrliche, goldgelbe Cactusblume des Weins! — Ich grüße, ich fasse dich! Jetzt hielt Vinetus das Becherglas an die Nase und rief: Sauge ich wieder ein den Götterduft deiner Rose, uralter Freudenbringer, Herrscher Lyäus! Mit diesen Worten stand er auf, hielt das Glas hoch empor und rief: Wie ein

Bräutigam nach langem Harren endlich aufthut die Kammer der Braut, so komme ich zu dir zurück, Aloysia! Wie ein armer Verbannter nach fünfundzwanzig Jahren endlich wieder einzieht in die Thore seiner Vaterstadt, so steige ich, ihr göttlichen Geister, wieder zu euch hinab! Nun brachte Vinetus den Wein auf die Zunge, schlug die Spitze gegen den Gaumen hinauf, verdrehte die Augen und trank nach fünfundzwanzig Jahren wieder den ersten Tropfen Wein! — Ein namenloses Entzücken schien über Vinetus gekommen zu sein. Er schenkte den Gästen ein und stieß mit ihnen an, indem er rief: Hört ihr, wie die Weingeister unten in dem Keller jubeln, daß ich wieder bei ihnen bin! — O, nun will ich leben, nun will ich erst leben! — Was ich bis jetzt für Leben hielt, war nur ein Spaß voll Wasser, Tinte und Papierfetzen! Freunde, von heute, von diesem Augenblicke an soll erst mein Leben aufblühen wie eine Aloestaude, die sich erst ein Jahrhundert lang besinnt, und dann plötzlich in einer Nacht einen Blütenwipfel hoch emportreibt, und in einem Augenblick alle Blüten hineinstürzt, die sie

von so vielen Lenzen her noch nachzuholen hat! Es lebe die wunderbare Blume der Aloe hoch und — nochmals hoch! Schaut an den Wein!! Ist er nicht klar wie die Sonne am blauen Himmelszelt? — Trinkt! trinkt! — Schmeckt er nicht so recht süß und säuerlich zugleich wie ein gutes Gedicht, daß man nicht weiß, soll man lachen oder weinen? Trinkt! trinkt! Ist er nicht subtil, leicht, flüchtig, durchdringend wie ein bräutlicher Kuß? Trinkt! trinkt!

Doctor Lindenschmied folgte auf Commando. So oft Vinetus das Wörtchen: trinkt! rief — salutirte er und trank aus.

Der Inspector, welchen zuweilen das Zipperlein plagte, hatte seinen rechten Fuß wie eine Katze auf seinen Schoos gelegt, indem er ihn streichelte und stillschweigend vorbat, daß er es ja nicht übelnehmen möchte, wenn er heute den Grenzstein der Mäßigkeit in die Tasche stecke. Der Diakonus aber beweinte sich und die Laster der Welt und trank nur aus verdammtem Instincte, der mit der Moral nichts gemein hat, mit den Andern bis zum

anbrechenden Morgen, wo Vinetus sein Bett, die Uebrigen ihre Wohnungen suchten.

Da Vinetus seit dieser Zeit nach dem königlichen Staatsdienergesetze schon die zweite Verwarnung wegen übermäßigen Genusses geistiger Getränke erhalten hat, so ist das Schlimmste vorauszusetzen; — er aber wird immer glücklich sein; denn jeder Tag ist ihm eine Aloysia, welche ihm den Zauberbecher voll Wein und Entzücken bringt. Arme Brigitte!

Der Abt gab dem Erzähler im Namen des Convents seinen Beifall zu erkennen.

Vinetus hatte die Gesellschaft in die ausgelassenste Gemüthsstimmung gebracht. Die Neckerei mit allerlei kleinen Abenteuern auf dem Maskenballe nahm kein Ende, bis endlich der Abt auf den Vorschlag kam: sämmtliche Conventmitglieder der Reihe nach zur Generalbeichte aufzufordern. Mit allgemeiner Heiterkeit wurde der Vorschlag angenommen. Der

damalige Protokollführer erinnert sich nur noch einiger dieser Beichtbekenntnisse. Das Loos, welches die Reihenfolge bestimmt hat, hieß Bernhard beginnen.

Die Gewissensfrage.

Ich habe auf dieser Redoute einen Spaß erlebt, der mir schon auf der vorjährigen Redoute begegnet ist. Ich erhielt damals den Tag vor dem Maskenfest durch die Stadtpost ein anonymes Billet zugestellt, worin eine blaue Bandschleife lag und die Bitte ausgesprochen war: diese dort auf meiner Brust zu tragen, denn daran wolle eine Dame, welche mir zu begegnen wünsche, mich erkennen. Eigentlich hatte ich keine Lust hinzugehen, da ich an Masken, Tänzen und andern Narrenspossen keinen Geschmack finde; ich hatte mir auch schon vorgenommen, an jenem Abende Gegenerinnerungen in einem Rechnungsprocesse zu ziehen, als aber die Lichter angezündet wurden, überfiel mich eine unbezwingliche Unruhe, welche nicht eher nachließ, bis ich im Domino stak und zu dem

Stelldichein auf dem Balle pilgerte. Ich eile in das Hotel de Pologne, stecke meine blaue Schleife vor die Brust, trete in den Saal und — an meinem Arme hängt die schönste Schäferin, welche man sich denken kann, wenn eine schlanke Gestalt, weißer Nacken, feines, rundes Kinn, strahlende Augen aus der schwarzen Halbmaske hervor ausreichende Entscheidungsgründe zu einem Urtheil über die Schönheit einer Dame sind. Sie verrieth in der Unterhaltung mit mir so viel Witz und Geist, kannte unsere besten Dichter, ihre Sprache war so gebildet und gewandt, daß ich mich — hum! hum!

In sie verliebte! ergänzte der Chor der Benedictiner.

Ich war an diesem Abende, fuhr Bernhard fort, fast ausgetauscht; ich tanzte nach Jahren zum ersten Mal wieder Schottisch. Sie tanzte wie eine Sylphe und gab sich ordentlich Mühe mich im Takte zu erhalten; es gelang ihr wider Erwarten. Während der großen Pause saßen wir auf der Tribune zusammen. Ich beschwor sie, die neidische Maske abzunehmen.

Gestehen Sie, fragte die Unbekannte, ob Sie noch nie, nie geliebt haben?

Ich versetzte: Niemals!

Bei dieser Antwort stand sie auf, heftete streng ihren Blick auf mich und sagte: Ein Jahr lang haben Sie Zeit, sich eine bessere Antwort auszusinnen. Auf Wiedersehen übers Jahr! Vergessen Sie nicht die blaue Schleife mitzubringen.

Mit diesen Worten war sie verschwunden und ich mit meinen Gedanken allein.

Nun, und entdecktest du später, fragte der Abt, wer die schöne Maske war?

In der That, entgegnete Bernhard, hatte ich dieses schöne Intermezzo über meinen Acten bald vergessen, bis die Fastnachtsredoute wiederkehrte.

Da fielen dir deine Sünden, versetzte Johannes, auf das Herz, und du flogst auf dem Fittig der Liebe zum Maskenball.

Ich bekenne meine Schwäche, fuhr Bernhard fort, ich hatte auch wieder die blaue Schleife angesteckt. Ich war noch nicht gar lange im Saale, so redete mich eine der schön-

sten Masken, eine arabische Prinzessin, mit den Worten an: Willkommen, treuloser Ritter vom blauen Bande! Es war meine Unbekannte. Diesmal wußte sie mich um den letzten Rest meines Verstandes zu bringen. Sie unterhielt sich so traulich mit mir, als hätten wir uns von Jugend auf gekannt; sie wußte, Gott weiß woher? die kleinsten Umstände meines Lebens. So kam die große Pause heran, wir saßen wieder auf der Tribune wie im vorigen Jahre, ich that dieselbe Bitte und hörte dieselbe Frage, ich gab dieselbe Versicherung, und ebenso verschwand sie mit derselben Antwort und blieb vor wie nach die spröde Unbekannte.

Nun rathet mir, lieben Brüder, fragte jetzt Bernhard mit komischem Pathos, was fange ich an, um aus dieser geheimnißvollen Geschichte herauszukommen, welche — bedenkt, daß ich ein Geschäftsmann bin — romantisch genug ist, um mich zu ruiniren. So viel ist gewiß, ein Jahr lang halte ich es nicht mehr aus. Kurz und schlimm, ich erlebe die nächste Redoute in der Spannung, in welcher ich mich befinde, auf keinen Fall. Das unbekannte,

grausame Geschöpf mag sich dann nach der blauen Schleife umsehen, mich findet sie nicht mehr. Nur eine unbedeutende Hoffnung, sie im Laufe des Jahres zu entdecken, ist mir geblieben, wenn dies eine Hoffnung ist. Sie trug ein Ohrgehänge von Granaten, in Form kleiner Herzchen; am linken Ohr war aus der Mitte des Herzens ein Steinchen verloren. Ich werde nun allen jungen Damen, welchen ich begegne, nach den Ohren sehen. Wollt ihr mir sie ausfinden helfen?

Konntest du denn auch, fragte der Abt, auf die Frage der Unbekannten, mit gutem Gewissen: Nein! antworten?

Einige Tändeleien, versetzte Bernhard, mit einer kleinen Putzmacherin, der Tochter des verstorbenen Organisten in meinem Geburtsorte, können nicht in Betracht kommen. Was Liebe ist, hat mich erst die schöne Unbekannte gelehrt. Ich glaube nur immer, daß sie zu den Damen des hiesigen Hofs gehört; ihre Bildung, ihr Anstand, ihr ganzes edles, vornehmes Wesen deutet hoch hinauf in Regionen, wo mir schwindeln muß.

Vielleicht, versetzte Benedict, blüht dies Veilchen doch zu deinen Füßen. Wie wäre es, mein vortrefflicher Pandektenritter, wenn du einmal nach dem Granatenherzchen am Ohre deiner kleinen Landsmännin forschtest. Suchet, so werdet ihr finden!

Ein allgemeines Gelächter erhob sich, Bernhard aber versank in allerlei Gedanken.

Vor Allen, begann jetzt der Abt, war Freund Benedict im Dienste einer dunkeln Damenmaske! Willst nun du deine Beichte beginnen?

Sie wird lang werden, versetzte Benedict! Immerzu! riefen Viele und die Erzählung begann:

Kinderjahre.

Ich stamme aus Niedersachsen. Meine väterliche Familie besaß dort, aus uralter Zeit her, ein freies Bauerngut, welches der Ivenhof heißt. Sie schrieb sich nach dem Namen der Besitzung „Ivo von Ivenhof", ohne damit einen Anspruch auf den Ritteradel zu begründen. Mein Vater war als einziger Sohn sei-

ner Aeltern der Erbe davon geworden. Er verliebte sich in ein armes, adeliges Fräulein, und trotz dem Widerspruche seines künftigen Schwagers verheiratheten sie sich miteinander.

Das Land war damals eine französische Provinz geworden, welche militairisch regiert wurde. Der Bruder meiner Mutter hatte französische Dienste genommen und herrschte mit im Lande in der Eigenschaft eines Obersten an der Spitze seines Regiments, welches über das Land vertheilt war. Obschon meine Mutter einem Bauer sich vermählt hatte, so gab sie doch nicht ihre gesellschaftlichen Ansprüche auf. Es versteht sich von selbst, daß sie ein großes Haus auf dem Ivenhof machte. Der Aufwand war groß; vergebens machte mein Vater Vorstellungen, ihre Antwort war dabei: Mach' dir nur keine Sorgen, ich will schon fertig werden! Und sie wurde fertig! In kurzer Zeit war mein Vater bankrott, der Ivenhof wurde versteigert. Der Leichtsinn meiner Mutter und die drückende Einquartierung französischer Offiziere und ganzer Compagnien, womit ihr feindseliger Bruder meinen Vater überlasten mochte,

hatten uns bald ruinirt. Noch ist mir der Tag unvergeßlich, wo wir mit einigem Gepäcke den Hof verließen, um in die Stadt zu einer fernen Anverwandten meines Vaters, einer Bürgerswitwe, zu ziehen. Mein Vater hatte die Abenddämmerung abgewartet, um unbemerkt das altväterliche Besitzthum zu räumen. Die Möbeln, welche aus dem Gantwesen gerettet waren, hatte er auf einen Wagen gepackt. Auf den darüber gelegten Pfühlen ihres Ehebetts saß weinend meine Mutter, welche mich auf dem Schoose hatte, gezogen von einem alten blinden Pferde und einer magern Kuh, den einzigen Stücken aus dem reichen Stalle, welche uns die Gläubigerschaft aus Mitleid gelassen hatte. Ich erinnere mich lebhaft an den Augenblick, wo wir aus dem Birkenwalde herausfuhren, welcher in der Mitte des Weges nach der Stadt zu lag. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Zugleich hörten wir die kleine scharfklingende Glocke vom Ivenhofe den Abend einläuten. Mein Vater, welcher vorn bei den Zugthieren ging, hielt den Wagen an und kniete mitten auf

dem Wege so schmerzvoll schluchzend und weinend nieder, daß selbst in mir die Ahnung von dem Elende aufdämmerte, in welches wir hinausgestoßen waren.

Meine Mutter sprang mit mir aus dem Wagen und riß mich hin zu dem Vater, welcher außer sich gerathen war, und rief einmal um das andere: Mann, lieber Herzensmann, vergib mir! Er hatte uns an sich gedrückt, er wollte sprechen, es quälte ihn in der Brust, und wenn es sich heraufgerungen hatte, war es ein Stöhnen. Als wir so knieten, schienen sich selbst die Thiere am Wagen über unser Unglück zu härmen; die Kuh brüllte wie um Hülfe in die werdende Nacht hinaus, und das blinde Pferd legte auf die Schulter meines Vaters seinen Kopf herunter. Als der heftigste Schmerz meines Vaters gebrochen war, faßte er unsere Hände und sprach mit häufig herunterrinnenden Thränen: Barmherziger Gott, dir empfehle ich Weib und Kind, ich kann nicht weiter! Deine Welt ist so weit und reich und deine Gnade so groß, laß ihnen aus meinem Grabe einen grünen Baum wachsen! Was

hast du vor, Gottfried? fragte in steigender Angst meine Mutter. Gott segne euern Eingang und Ausgang! rief mein Vater, und nun komm, liebe Adelheid, und laß uns zusammen reden!

Mit diesen Worten stand er auf, trieb die Thiere an und wir gingen nun mit ihm zusammen neben dem Wagen her.

Obschon ich nur ein Bauer bin — wollte er beginnen —, wurde jedoch von meiner Mutter mit den Worten unterbrochen: Ich sollte meinen, daß Niemand unsern Namen „von Ivenhof" antasten könnte! Steht nicht selbst mit großen Kanzleibuchstaben auf dem Subhastationspatente: Gottfried Ivo von Ivenhof? Du mußt nicht muthwillig wegwerfen, was uns geblieben ist! Denke nur an unsern Jungen hier! Man weiß nicht, wozu ihm das noch einmal dienen kann! Und geht dein Stammbaum nicht nachweisbar bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück?

Ja, ich bin der erste Ivo, versetzte mein Vater, der den Ivenhof in fremde Hand kommen läßt! — Doch hör' mir zu! Obschon ich

nur auf dem Lande lebte, so habe ich doch immer in alten Geschichtsbüchern gelesen. In diesen und den Pergamenten, welche auf dem Ivenhofe von der Väter Zeit her bewahrt sind, haben wir, ich und viele Andere aus den Höfen umher, gefunden: daß unser deutsches Volk in uralten Zeiten beiweitem aus freiern Bauern bestand, welche ihre Schulzen und diese wieder ihren Gaugraven und ihre Herzöge und diese wieder den König wählten. Als der deutsche König aber Rom erobern wollte, warb er bei den Freibauern Reiter oder Ritter, welchen er dann erobertes Land und Leute zum Sold in Lehn gab. Was im fremden Lande angefangen war, kam nun über das freie Land selbst herein. Aus den zu Rittern verwilderten Bauern bildete sich ein besonderer Stand, welcher sich den Adel nannte, und die Freien aus dem Recht in das Unrecht, und aus der Freiheit in die Hörigkeit brachte. Da kam es, daß nun das untere Volk verdumpfte und schlecht wurde, das wirkte aber ebenso wieder auf die ritterlichen Herren zurück. Auch begann allmälig ein gräulicher Abfall, der

Kaiser wurde ausländisch und seine Großen machten sich von ihm los. Als nun Bonaparte an das alte deutsche Reich anpochte, fiel es über Nacht ein.

Mein Vater schwieg, meine Mutter war still, und ich konnte nichts dazu sagen; denn ich war noch ein kleiner Junge.

Diesmal sind die Franzosen, begann mein Vater wieder, die Herren im Lande, und unter ihren Füßen liegen Könige, Fürsten und Völker; sie scheinen zur Einsicht zu kommen. In Rußland sind die französischen Armeen vernichtet, Rußland und Preußen haben sich gegen Bonaparte verbündet, und auch wir hier haben Lust das Joch abzuschütteln. Unser König hat uns durch vertraute Männer zum Landsturm gegen die Franzosen aufbieten lassen, und morgen treten wir Bauern hier herum zusammen.

Unter diesem Gespräche kamen wir in der Stadt bei der Frau Muhme an. Wir krochen in ein Stübchen nach dem Hofe hinaus, wie in ein Gefängniß.

Ich erinnere mich nur noch dunkel daran,

wie mein Vater an einem Morgen mit seinem Gewehre von uns ging. Gar bald hörten wir mit den Glocken stürmen und sahen auf den Straßen ein Rennen und Laufen von Bewaffneten und Unbewaffneten durcheinander, als wollte der jüngste Tag anbrechen. Ich war gar bald mit andern wilden Buben mitten darunter und zum Thore hinaus. Es war ein dichter Nebel, welcher Alles in weiße Schleier hüllte, daß man kaum drei Schritte weit vor sich Etwas erkennen konnte. Wir hörten, daß sich die Franzosen aufgemacht hätten, die Stadt wieder zu besetzen, welche sie vor kurzem verlassen hatten, um das Quartier zu wechseln. Diese Gelegenheit wollten die Unsern benutzen, ihnen die Wiederkehr wenigstens zu bezahlen. Der Weg, welcher sie von Bremen herführte, ging stundenweit durch Moräste. Darauf hin hatte mein Vater, welchen der Landsturm zum Anführer gewählt, seinen Plan gemacht. Eine Abtheilung der Bauern sollte die Straße im Rücken der Franzosen abgraben, während sie inmitten der Sümpfe vor ihnen bereits abge-

stochen und von einer aufgeworfenen Schanze durchschnitten worden war.

Das Feuer auf einer Signalstange hatte die Kunde vom Anmarsch der Franzosen gebracht. Mit dem Rufe: der Feind! der Feind! liefen wir einige Stunden weit hinaus, und kamen endlich zu dem Landsturme. Die Franzosen stürmten, das war ein Feuern, ein Schreien, ein Trommelwirbeln und Tosen durcheinander. Ich hatte meinen Vater gefunden; die Bauern hatten fast ihre Munition verschossen, wir Jungen plünderten die Patrontaschen der Erschossenen und brachten die Patronen den Lebenden! — Nach einer kurzen Pause begann wieder das Stürmen. Der feindliche Anführer — es war der Bruder meiner Mutter — warf mit seinem Sturmhaufen Alles vor sich nieder; — die Bauern wichen. Da erkannte ihn mein Vater. Jetzt waren die Todfeinde aneinander. Die Unsern stürmten wieder vor und warfen die Franzosen zurück. Keiner von diesem Corps entkam an diesem Tage. Unter den Todten wurden meiner Mutter Bruder und mein Vater gefunden.

Doch war der Sieg theuer erkauft; funfzig Männer von den Unsern waren todt, neun davon waren aus der Stadt, darunter mein Vater. Ich sehe heute noch die Särge tragen, gefolgt zum Friedhofe von der ganzen Bevölkerung der Stadt. Doch vorüber mit dieser traurigen Erinnerung! Ich war mit meiner Mutter nun allein. Sie erzog mich mitten unter unsaglichen Entbehrungen doch als Baron. Ihr größtes Vergnügen war es, die kleinen messingnen Sporen glänzend zu machen, welche sie mir angeschafft hatte und ich an den Stiefeln trug, obschon diese oft Löcher in den Sohlen hatten. Sie hat es noch erlebt, daß ich von dem Professor unsers Gymnasiums bei meinem Abgange ein Zeugniß erhielt, worin ich Baron Benedict Ivo von Ivenstein titulirt war. Daß sie noch lebte! —

Benedict leerte sein Glas, drehte seinen Schnurbart und zeigte der Gesellschaft seine lachenden weißen Zähne.

Und wo bleibt die Dame von der Redoute? fragte der Abt! — Gerade dir kann nichts geschenkt werden! —

So muß ich eine neue Novelle beginnen, versetzte Benedict. Sei es denn! —

Amor, als Hühnerhund.

Ich sollte eigentlich Theologie studiren, aber in der Ketzergeschichte erlahmte mein Eifer; dann hörte ich ein Semester lang römisches Recht, welches ich jedoch bald als damaliger deutscher Bursche in Verruf that und mich in der Medicin umsah, bis unser gelehrter Professor uns naiv versicherte, man wisse doch nur so viel von dem Begriffe der Krankheit, daß sie im Unwohlsein eines Menschen bestehe. Davon wurde mir selbst unwohl; ich entschloß mich daher zum Studium der Nationalökonomie, um später zu erfahren, daß wir weder von Nation, noch von ihrer Oekonomie und höchstens von Schulden sprechen können. Das Forstwesen gefiel mir noch am meisten, weil man dabei viel in den Wäldern spazieren gehen kann, eine Beschäftigung, welche zuweilen sehr angenehm ist. Um die Forstwirthschaft praktisch zu erlernen, ging ich auf den

Rath meines Gönners, des herzoglichen Forstraths, zu einem Förster des Gebirges, mit welchem wir deshalb correspondirt hatten. Es war Frühlingszeit, als ich dorthin unterwegs war.

Ich setzte von dem nächsten Landflecken aus, da in das Gebirge hinein zu dem Forsthause nur ein wüster Weg führte, welcher weniger für Fuhrwerk als für die Schmiede und Chirurgen erfunden zu sein schien, meine Reise zu Fuß fort. Meinen Mantelsack trug ein Bote, welchem Weg und Steg zum Forsthause bekannt waren.

Wir hatten damals einen so wunderbar freundlichen Frühling, wie er nur selten dem nördlichen Deutschland geschenkt wird. Der Himmel lag über der Erde vom Morgen bis zur Mitternacht wie eine große hellblaue Glasglocke, dann aber schauerte ein warmer Regen über die Fluren, daß die Erde am Morgen wie eine erröthende Braut selig dem Sonnengott entgegenblickte.

Der Fußsteig hatte uns durch blühende Wiesen und ihr ellenhohes Gras an dem Er=

lenbach hinaufgeführt, bis das auslaufende Waldgebirge uns in seine Arme nahm. Die Waldabhänge drängten sich von beiden Seiten immer enger zusammen, daß der Fußsteig, als müßte er sich vor dem Bache flüchten, der ihm überall nachzuspringen und den Raum streitig zu machen schien, sich bald in den Wald hinein verlor, bald wieder heraus und über einen Steg sprang und nun jenseit des Baches fortlief, bis ihn dieser wieder auf die andere Seite neckend herübertrieb. Oft kletterte aber auch der Pfad so steil zwischen Felsen und Bach, daß ich es nicht verschmähte, den Stock, welchen mir der voranschreitende Bote zurückhielt, zu ergreifen, um nicht fehlzutreten.

Wir mochten so eine Stunde gegangen sein, als die Bergwände von beiden Seiten in steilen Felsen sich aufthürmten und ein geräumiges Thor bildeten, durch welches Weg und Bach wie zwei Wanderer nebeneinander bequem hindurchzogen.

Als wir in dieses natürliche Thor kamen, bemerkte ich mit Ueberraschung, daß hier plötzlich die Bergwände wieder zurückwichen und

einer breiten Wiesenstrecke Raum gaben, während sie im Hintergrunde den Horizont im hohen Halbkreis mit ihrer düsteren Waldung abschnitten und davor das freundliche Försterhaus mit seinen Hirschgeweihen auf den Dachspitzen und der Feueresse mit ihren Rauchwölkchen gastlich erscheinen ließen.

Wir standen still und der Bote sagte: Dort sind wir am Ziele!

In diesem Augenblicke rauschte ein großer weißer Hühnerhund links aus den Büschen heraus, ein Schuß und eine aufgescheuchte Waldtaube fiel. Amor, apport! rief eine frische Mädchenstimme. Ich sprang vor und auf dem zurückweichenden Felsen stand eine schöne kräftige Frauengestalt, einen tiroler Männerhut auf dem dunkeln Lockenkopfe, in einer grüntuchenen Jagdjacke und hochgeschürzt in rothen Juchtenstiefeln, welche bis über die Knie hinaufgingen. Sie hielt das Gewehr unter dem rechten Arme und reinigte das Schloß, der Rauch des Schießpulvers verzog sich von ihrem Bilde in kräuselnden Wölkchen.

Ich schwenkte den Hut und grüßte sie, in-

dem ich, betroffen von ihrer Schönheit, zu ihr hinaufrief: Können Sie mir nicht sagen, ob dies der rechte Weg zum Forsthause ist?

Die Jägerin lachte laut auf und deutete dabei mit Kopfnicken nach dem Hause hin, welches uns freilich vor der Nase dalag.

Da auch hinter mir mein Bote auflachte, wurde ich noch verlegener.

Vermuthlich sehe ich, fragte sie, vor mir den Herrn Baron von Ivenhof, welcher zu uns geschickt wird, um zu versuchen, ob der Zollmaßstab noch an die Baumstämme paßt? — Mein Vater freut sich auf Ihre Gesellschaft.

Sie sind die Tochter des Försters?

Und heiße Victorine; und so ist unsere Bekanntschaft gemacht.

Unter diesen Worten hatte sie die Taube zu einigen andern erlegten Vögeln an die Jagdtasche gereiht, welche wie eine große Troddel an ihrer linken Hüfte herunterhingen.

Indem wir auf das Forsthaus zuschritten, sagte ich wie für mich: Die armen Vögel, mitten aus dem Lenz und dem Leben herausgerissen!

Victorine blieb stehen, strich sich mit der flachen Hand über das rothe Gesicht; ein süßer grausamer Zug hob die eine Hälfte der frischen Lippe empor, daß die weißen Zähne wie Perlen vorblitzten, indem sie entgegnete: Freilich, Ihr in den Städten habt Alles schon gebraten und laßt es Euch mit gutem Gewissen schmecken; uns ist es nicht so gut gerathen, wir müssen Alles erst todt machen.

Ich schwieg beschämt, sie lachte mich aber, ich sah es ihr an, im Innern aus.

Dort in dem Oberstübchen, nahm sie das Wort, werden Sie wohnen. Es ist ein wenig eng im Hause, sonst kann es Ihnen wohlgefallen. Welche Zeit stehen Sie früh auf; wollen Sie den Kaffee früh um vier oder um fünf Uhr?

Kann ich geweckt werden?

Warum nicht; wenn ich früh aufstehe, will ich im Vorübergehen anpochen.

Ein leiser Schauer überschlich mich bei dem Gedanken, daß ich den Morgenschlaf, welcher mir so wohl behagte, einbüßen sollte; ich wagte aber nicht zu widersprechen, um in ihren

Augen meine Munterkeit nicht verdächtig zu machen.

Der Fußknecht geht freilich, fuhr sie jetzt fort, schon um drei Uhr hinaus in den Holzschlag; Sie können aber um sechs Uhr mit dem Vater nachgehen.

Ich hatte also noch von Glück zu sagen, daß ich überhaupt auf Schlaf noch einige Aussicht hatte.

Wir bemerkten im Vorwärtsschreiten eine Gruppe von fünf Kindern vor dem Thore der Försterwohnung zusammengelagert. Als sie uns erblickten, versteckten sich die zwei kleinsten Mädchen, wie es schien, vor mir und dem Boten, hinter den Fliederbusch an der Hofwand; das ältere Mädchen, dem Anscheine nach vierzehn Jahre alt, und die beiden Knaben stürzten uns jubelnd und schreiend: Victorine! Victorine! entgegen.

Was schaffst du hier, Anna? fragte Victorine; hast du den Salat im Garten gesteckt?

Ja, ja! und auch die Bohnen!

Pfui, Heinrich, du wirst dich mit Blut beflecken, wandte sie sich jetzt zu dem einen

Knaben; Gottfried, sprach sie zu dem andern, da nimm die Jagdtasche und das Gewehr! Es sind meine Geschwister! sagte sie jetzt freundlich zu mir, und ich muß die Stelle der Mutter vertreten; wir haben sie im vorigen Jahre verloren. Eine Thräne stürzte dabei aus ihren Augen. Anna, ist der Vater aus dem Dorfe zurück? fragte sie jetzt ihre Schwester.

Der alte General ist mitgekommen; sie sitzen im Hofe unter dem Baume und warten auf dich und das Vesperbrot?

Mit diesen Worten traten wir in den geräumigen Hof.

Vor der Hausthür stand ein großer, schattiger, blühender Birnbaum, darunter saßen am runden Tische, welcher so um den Stamm herumlief, daß dieser durch ihn hindurchgewachsen schien, der Förster und der General. Sie laßen die Zeitungen, welche der alte General mitgebracht hatte, und rauchten dabei aus langen Pfeifen. Jeder hatte vor sich ein geschliffenes Glaskrügel stehen mit der Aussicht auf einen großen, blauen, mit zinnernem Deckel versehenen Krug und seinen weiteren

Inhalt. Beide mochten von gleichem Alter und dem sechzigsten Jahre nahe sein. Man hätte sie für Brüder halten können, nur hatte der Förster eine kräftigere Gestalt und sein Gesicht mit den dichtbuschigten Braunen, unter welchen die dunkeln Augen scharf hervorblickten, hatte einen entschiedeneren Ausdruck, als das des alten Generals, welches ein gedrückteres und gebildeteres Aussehen hatte.

Kaum erblickten sie uns, so rief der Förster Victorinen zu: Welchen Freund hast du mir mitgebracht?

Es ist unser Forstcandidat! rief sie fröhlich.

Willkommen im Walde! versetzte der Förster und reichte mir die Hand. Auch der General bewillkommnete mich freundlich, doch schien es mir, als wenn seine Blicke mit einem Anfluge von Mistrauen an mir hingen. Ich mußte an ihrer Gesellschaft Theil nehmen; denn schon hatte der Förster einen Armstuhl für mich bringen lassen. Victorine entfernte sich, um in der Küche die jungen Waldtauben, welche sie geschossen hatte, für uns zuzubereiten. Unterdessen waren wir bald in das heiterste Ge-

spräch gekommen; der General war unerschöpflich in den drolligsten Anekdoten, während ein Staar, welcher auf dem Baume sein Nest hatte, mit gellendem Pfeifen und Schmettern unser Gespräch und Gelächter zu überbieten suchte. Die Sonne war endlich untergegangen und die Lampe angezündet, als Victorine aus der Thür trat in ihrem hellen, einfachen Hauskleide, welches Nacken und Arm frei ließ; sie schien mir aus einer verwegenen Jägerin in ein schüchternes Mädchen verwandelt zu sein. Sie fragte an, ob wir im Zimmer oder hier unter dem Baume speisen wollten; wir waren für das Letztere gestimmt; nur bedingte der General, daß sie uns Gesellschaft leistete. Bald war die Mahlzeit angerichtet, aber das frühere, fröhliche Gespräch wollte nicht wieder lebendig werden, ich war versunken in den Anblick des wunderlieblichen Mädchens, dessen Gesicht im Scheine der Lampe wie eine zarte Centifolie blühte. Auch der alte General schien wie von einem Traume befangen; er vermochte den Blick von Victorinen nicht abzuwenden. So sehr mir der Mann vorhin gefiel, so widerwärtig

wurde er mir jetzt. Es hatte sich ein frischer Wind erhoben, welcher uns einmal um das andere den Tisch mit einem Blütenregen überschüttete. Bereits sah der Vollmond durch die Baumäste neugierig herein, als der General vom Tische mit den Worten aufbrach: Unser junger Freund wird von der Reise müde sein und meine Nichte wird mich zu Hause erwarten; zugleich verabschiedete er sich vom Förster, von Victorinen und von mir. Als er uns verlassen hatte, führte mich der Förster in das Zimmer, welches ich jetzt bewohnen sollte, und wünschte mir gute Nacht. — Ich warf die Kleider von mir und mich in das Bette. Kaum glaubte ich aber eingeschlafen zu sein, als ich in der Morgendämmerung geweckt wurde, um mit dem Förster in den Wald zu ziehen und meine Arbeit zu beginnen. — Wir blieben wie am ersten, so an den folgenden Tagen, vom Morgen bis zum Abend im Walde und hielten gewöhnlich Mittagsrast bei einem Köhler auf der Waldanhöhe, wo wir unser Mittagsmahl aus der Jagdtasche hielten. Am Pfingstsonntage mußte ich meinen Weg in den Wald allein

antreten. Ich war eben tief im Forste mit der Ausmessung einer großen Buche beschäftigt, als plötzlich der große, weiße Hühnerhund, welcher gewöhnlich nur mit Victorine ging, bei mir stand und mich von der Arbeit ablenkte. Jetzt rief die Stimme Victorinens: Amor, hierher! Der Hund stürzte in das Dickicht hinein, ich ihm nach, da stand ich vor ihr. Sie saß unter einer kleinen Fichte tief im Moose auf einem Steinblocke, ihr Gewehr hatte sie quer über den Schoos gelegt. Ich setzte mich zu ihr, aber mir stockte der Odem; ich konnte kein Wort hervorbringen.

Warum siehst du denn so bleich aus? fragte sie traulich und besorgt; ist dir etwas Schlimmes widerfahren?

Ja und nein, Victorine! versetzte ich mit kurzen, aufrichtigen Worten; ich bin eifersüchtig auf den alten General! Wer ist er denn eigentlich?

Der General von Steinfelden, erwiderte Victorine; er ist pensionirt und besitzt die große Herrschaft Lindeck eine Stunde von hier.

Ist er verheirathet? fragte ich.

Nein! versetzte Victorine, er lebt als alter Junggeselle einsam mit seiner unverheiratheten Nichte.

Victorine! seufzte ich, und nahm ihre Hand, welche ich an mein Herz drückte, — ihr Haupt senkte sich zu mir, daß mir ihre Locken in das Gesicht hingen, ich streifte sie zurück, und wir lagen Herz an Herz, Mund an Mund; es war mir in diesem Augenblick, als müßte ich ihr ewig angehören. Ich sah, ich hörte nicht mehr. Doch Amor, der Hühnerhund, welcher sich auf die Hinterpfoten gesetzt hatte, begann jetzt laut zu heulen; als er aber keine Hülfe sah, fuhr er bellend zwischen uns, daß wir erschreckt auseinander stoben.

Amor hat recht! versetzte mit lächelndem, glühendem Gesichte Victorine, wir müssen uns trennen! Ade! Ich habe dich lieb, von ganzem Herzen lieb! rief sie und küßte mich noch einmal, dann war sie in den Büschen verschwunden und ich wieder allein, träumend bei den pfeifenden Amseln im wüsten Walde.

Tags darauf hatten die Holzarbeiter nach einem alten Herkommen mit ihren Frauen und

Mädchen Tanz im Försterhause. Die Honoratioren aus der Umgegend waren zugleich zu einem Scheibenschießen eingeladen. — Es schien, als ob eine Wallfahrt nach dem Försterhause ginge, so zahlreiche Gesellschaften stellten sich ein; der verhaßte alte General war der Erste, welcher sich eingefunden hatte. Es waren auch die bestellten Dorfmusikanten gekommen und bliesen mit ihren Clarinetten vor dem Hofthore. Die Schützengesellschaft, voran der Zieler mit der Königsscheibe, ordnete sich zum Zuge. Victorine mit ihrem Gewehr ging mir zur Seite. Wir zogen dreimal um das Gehöft herum und dann hinüber in den Schießstand, wo der Förster den Hut hinhielt und Jedem das Loos ziehen ließ. Mir folgte in der Reihe Victorine. Eine Scheibe zum Probeschießen wurde aufgestellt und das Schießen begann. Ich traf mitten in das Schwarze auf den Nagel. Als die Königsscheibe nun aufgesteckt wurde, flüsterte mir Victorine zu: Triff gut, daß ich mit dir den Königstanz habe.

Eine tödtliche Viertelstunde verstrich; ein Schütze nach dem andern vor mir that seinen

Schuß, aber das kleine Herz, welches das Figürchen auf der Scheibe als Zielpunkt in den Händen hielt, wurde nicht getroffen. Jetzt wurde meine Nummer gerufen, ich trat vor, aber Victorine stand hinter mir und flüsterte: Laß es auf die Frage gelten, ob mein Herz dein gehört! — Ein leises Zittern kam in meine Hände, die Augen vergingen mir. Victorine bückte sich hinter mir, nahm das Korn und die Richtung in das Auge und flüsterte wieder: Es geht ja drüber hinaus!

Ich muß Ihnen nur helfen! sagte sie laut und legte ihr Gesicht mit an den Kolben.

Ei! ei! hörte ich verwunderungsvoll den General hinter mir rufen, das ist ja ein angenehmer Unterricht im Schießen, darf ich auch um Lection bitten?

Da zuckte ich vor Zorn mit der Rechten in den Bügel und der Schuß — fuhr in die blaue Luft hinaus. Ein Hohngelächter erhob sich ringsum.

Laß es gut sein! sagte leise Victorine, ich war daran schuld, legte ihr Gewehr an die Wange, zielte eine Secunde, der Schuß fiel,

Spähne flogen von der Scheibe; der Zieler warf jubelnd seine Mütze in die Höhe und rief: Vivat, die Königin! — Der General brachte das silberne Pulverhorn an dem goldenen Kettchen, den Preis, und schlang es um ihren Hals; sie sagte kein Wort dazu, sondern gab das Gewehr an den Jägerburschen ab. Mit gesenktem Haupte ging sie über die Wiese und in die Wohnung. Ich war beschämt, ärgerlich und zerstreut. Das Glück mit seiner Zuversicht war von mir gewichen. — Das Schießen war allmälig beendet und der Tanz auf dem Boden über den Ställen im Hintergebäude des Forsthauses begann. Ich hatte mich von der Gesellschaft entfernt und hinter das Haus unter den blühenden Fliederbusch geworfen und verwünschte mit Thränen diesen Tag. So begann der Abend heranzudämmern. Auf einmal hörte ich meinen Namen flüstern, ich sprang auf, trat unter dem Fliederbusche hervor und sah gleich daneben, oben im großen, offenen Boden, in welchem das Heu hinaufgelangt werden mochte, Victorine stehen.

Schämen Sie sich nicht über Ihre Unart?

fragte sie in vorwurfsvollem Tone; mich den Königstanz mit dem alten General tanzen zu lassen! — Ich vergebe es nimmermehr!

Victorine! rief ich, von wilder, heftiger Leidenschaft entbrannt, wenn du mich liebst, so weißt du, wie mir zu Muthe ist!

Komm herauf und sei wieder fröhlich! entgegnete sie; warum den ganzen Tag mit Grillen verderben?

Komm lieber herunter zu mir! versetzte ich übermüthig.

So fang' mich! rief sie, und sprang herab, und ich taumelte mit ihr zu Boden.

Ei! ei! rief es über uns, und der General steckte sein Gesicht heraus; ei, das war ein gefährlicher Sprung!

Victorine stand wieder auf den Füßen und lachte hinauf: Nicht wahr, Herr General? — Sie gab mir den Arm, und so zogen wir Beide hinauf auf den Tanzboden und warfen uns in den wildesten Bauerntanz hinein. Die Musik spielte dazu endlos die lustige Melodie des Liedes:

Hab' Haselnüss' 'gessen,
Hab' Haselnüss' g'sä't,
Und hab' manch schönes Dirnel
Auf dem Tanzboden g'dreht.

Als der Tanz zu Ende war, kam der Förster mit einem strengen Gesichte auf uns zu, nahm Victorine bei der Hand und mit sich hinaus. Ich vernahm nur die Worte: Ich habe mit dir ein recht ernsthaftes Wort zu sprechen!

Ich hatte mich mit untergeschlagenen Armen an den Pfeiler in der Mitte gelehnt und sah gleichgültig dem Tanzen zu, als der General mit dem Hute in der Hand zu mir trat und sagte: Morgen feiern wir auf meinem Gute das Kirchweihfest, Sie sind freundlich dazu von mir eingeladen. Victorine wird auch mitkommen. So verabschiedete er sich.

Nach einer Weile verließ ich die lustige Gesellschaft und ging hinab in den Hof. Der große Birnbaum hatte seinen Blütenschnee in den Hof gestreut, wo er zertreten im Staube lag. Es war ein Bild meiner Seele. Ich ging hinauf in die Stube und warf mich in das Bett.

Als mir am Morgen der Kaffee gebracht wurde, ließ mich der Förster fragen: ob ich ihn und seine Familie nicht zum Kirchweihfeste auf das Gut des Generals begleiten wollte?

Ich sagte zu. Da die Familie, welche den Pfarrer predigen hören wollte, mich erwartete, warf ich mich schnell in die Kleider und ging hinab. So schön wie an diesem Morgen war mir Victorine noch nie erschienen. Das frische Roth ihrer Wangen war ein wenig gebleicht, ihre Augen glänzten wie thaufrische Kornblumen, über ihr Antlitz war eine süße Wehmuth ausgegossen, welche mein Herz so beklommen machte, daß ich ihr hätte um den Hals fallen und rufen mögen: Victorine, ich liebe dich!

Wir traten die Wallfahrt an und gingen das Thal hinunter, der Förster schritt voran, neben ihm sein kleiner Sohn mit der Haselruthe und ihrer Blätterfahne, ich ging hinterdrein mit Victorine und den übrigen Kindern. Da am Wege, den Waldabhang hinauf, unabsehbare Strecken von Maiblumen mit ihren weißen Glöckchen in süßen Düften blühten, so pflückte ich ihr eine um die andere, wir tausch-

ten dabei Händedruck und Blick, und wären lange noch nicht mit dem süßen Spiele zu Ende gekommen, wenn nicht ihre kleine Schwester auf einmal laut gefragt hätte: Warum guckst du denn Victorinen immer so an, sie hat ja keine schwarze Nase!

Nach einer Weile bogen wir links hinauf und traten aus dem Walde heraus. In diesem Augenblicke begann das Glockengeläute in dem Dorfe, welches mit dem spitzen Thurme aus den hohen, runden Lindenwipfeln uns begrüßte.

Bei unserer Ankunft hatte eben die Kirche begonnen; wir schlossen uns den Kirchengängern an, welche in Scharen heranzogen. Von allen Seiten grüßten die Landleute unsere kleine Gesellschaft. So traten wir durch das Thor des Kirchhofes, in dessen Mitte die Kirche stand. Es schien, als wenn nicht nur die Menschen in ihrem Sonntagsputze, sondern auch die Bäume und Büsche in höchstem Blütenschmucke aus dem Dorfe heraufgekommen wären, um hier ihre Andacht zu feiern. Unter ihrem Blütendache gingen wir über eingesunkene Leichensteine hinein in die Kirche.

Victorine nahm mit den Kindern unten im Schiffe ihren Platz, ich und der Förster stiegen die Emporkirche hinauf.

Bald hatten meine Blicke Victorinen unten zwischen ihren Geschwistern wiedergefunden. Ueber ihr von der Decke herunter hing eine starke seidene Schnur, welche mit großen und kleinen vergoldeten Kugeln sich hinuntermaß bis zu dem Ringe, woran ein vielarmiger, phantastisch geschnörkelter Leuchter befestigt war und über ihrem Haupte wie eine Krone schwebte.

Meine Seele schwamm in den Wogen der Choralmusik wie ein träumender Schwan im leise wogenden See. Jetzt erschien der Pfarrer auf der Kanzel und hielt eine lange Rede über die Verirrungen des Blutes, aus welchen allein der Glaube uns retten könne. Er trat wieder von der Kanzel herunter, die Kerzen wurden angezündet und der Altardienst begann.

Ich war jedoch in diesem Augenblicke ein heimlicher Katholik und kniete im Geiste vor Victorinen hin und betete in Andacht zu ihren goldenen Augenlidern, welche wie seidene Fäden die Augen verhüllten. Trug sie ja doch als Zei-

chen der Erhörung meinen Maienblumenstrauß in ihren gefalteten Händen. Die Kerzen auf dem Altar wurden wieder ausgelöscht, der Küster spielte zum Ausgange auf der Orgel die heitere Melodie des Liedes: „Freuet euch des Lebens" und der Gottesdienst war zu Ende. Die Kirche war jetzt von der erbauten Gemeinde verlassen, es standen nur noch unten in der Mitte Victorine mit ihren Geschwistern, zu welchen der alte General und der Förster traten.

In diesem Augenblicke überschlich mein Herz eine tödtliche Eifersucht, so lächerlich sie mir auch vorkam. Ich suchte sie schnell zu unterdrücken und wollte mich zur Gesellschaft hinunterbegeben, als eben der alte General Victorinen seinen Arm bot, der Tod dem jungen Leben.

Jetzt verließen sie die Kirche. Ich sehe noch immer diese beiden Gestalten vor mir: der alte, hagere Offizier, den linken Podagrafuß in einem saubern Pelzstiefel, die rechte gelähmte Hand auf einem Krückenstock, gebeugt und hustend an der Seite des schlanken blühenden Mädchens, das ich liebte, das mein war. Mit der schwer hinter ihnen zurückkreischenden Kir-

chenthür entfuhr mir ein höhnisches Lachen, das mir das Echo in der leeren Kirche wieder hohl zurückgab wie einen Ruf aus der Todtengruft.

Ich eilte aus der christlichen Kirche hinaus in die heidnisch schöne Frühlingsnatur. Wie ich mich draußen an der Kirchhofsmauer hin links auf dem Fußsteige hielt, kam ich in den Buchenwald hinein, welcher sich über und hinter dem Dorfe hinzog. Dort warf ich mich unter einen der größten Bäume in dieselbe Lage, welche unglückliche Liebhaber in der Einsamkeit so gern annehmen, um sich wenigstens selbst interessant vorzukommen. Ich hätte damals viel darum gegeben, wenn ich „Werther's Leiden" bei mir gehabt hätte, um der Mühe überhoben zu sein, meine Monologe selbst in Worte zu setzen. Ich wäre damals gewiß in meinem Grame umgekommen, wenn sich nicht zwei Göttinnen, Hunger und Langeweile, die großen Schutzmächte aller trostlosen Seelen, meiner angenommen hätten. Ich schlug so den Weg in das Dorf ein, wo mitten auf dem Anger der bunteste Kirchweihlärm durcheinan-

dertoste. Allein mitten durch das Gekreisch der Kindertrompeten, der Trommeln und Schnarren fand der süße Geruch einer Garküche unter einem grünen Tannenreiserzelte sich zu mir. Ich machte nicht viele Umstände und trat hinein. Eine alte näselnde Harfnerin saß im Hintergrunde und sang, begleitet von der Violine eines kleinen, buckeligen Kerls, die russisch-deutsche Volksballade: „Schöne Minka, ich muß scheiden!" Doch mich beherrschte das irdische Bedürfniß und das Bratenstück, welches die flinke Kellnerin mir eben gebracht hatte. Meine vornehme Natur war in Gefahr sich ganz zu vergessen, denn bereits hatte ich mir auch einen Krug Bier bestellt, als ein galonnirter Bedienter auf mich zukam mit einem Empfehle von der Herrschaft, welche mich suchen lasse. Fast beschämt bezahlte ich meine Zeche und folgte ihm. Doch nun galt es nicht zu träumen, sondern mich wieder auf mich selbst zu besinnen.

Als der Bediente unterwegs stehen blieb und sagte: Dieser Fußsteig führt durch den Park zum hintern Eingange in das Schloß,

der Weg aber, den Berg hinan, gerade durch das vordere Thor in den Hof; — wohin beliebt der gnädige Herr? — fand ich Gelegenheit, mich von ihm loszumachen. Ich schickte ihn den Berg hinan, mich vorläufig anzumelden, indem ich den einsamen Weg durch den Park einschlug.

Die Nachmittagssonne flammte so glühend durch die Blätter der Baumwipfel, die vielen Chöre der Vögel schmetterten so lustig in ihrem freien Waldgesange, daß ich bald den ganzen Uebermuth des jungen Lebens wieder durch meine Adern pulsen fühlte. Ich flog fast wie ein aufgescheuchtes Wild über die mit gelbem Kieße beworfenen Wege durch die grünen Rasenstrecken und Gänge dahin, und stand auf einmal mitten in einem französischen Garten, welcher sich in den verschiedensten mathematischen Figuren vor mir wie ein Theater mit grünen Coulissen von beschorenen Buschwänden, Bassins und Fontainen hinbreitete bis zu der Rampe der Schloßtreppe. Da die Herrschaft in dem vordern Saale speisen mochte, so sah ich hier von der Gartenseite keine lebende

Seele, außer Amor, dem Hühnerhund Victorinens, welcher sich gleich mir einsam herumtrieb und an der verschlossenen Fasanerie herumschnoberte. Er empfing mich hier allein und begleitete mich die Treppe hinauf in die offenstehende Thür. Ich trat in ein freundlich tapezirtes Gartenzimmer, in welchem auf Gestellen Blumen in Vasen umherstanden; sonst war es leer. Ich drückte die hohe, gegenüberstehende Thür auf und kam in einen alterthümlichen Saal. An der einen Wand standen sechs verschiedene Ritter- und Frauenstatuen auf barock verzierten Tragsteinen. An der langen Wand, den erblindeten Fenstern mit ihren kleinen, grünen, runden Glasscheiben in Bleifassung gegenüber hingen die in Lebensgröße gemalten Bilder der späteren Ahnen des Hauses, welche ein freundlicher, stattlicher Mann mit einer riesigen Perücke und eine Dame im Reifrock mit Wespentaille beschloß. Zwischen den Bildern hingen zerfetzte Fahnen und alte, rostige Schwerter umher. Uebrigens war der Saal sauber gehalten und das Estrich des Fußbodens glänzte spiegelhell. In einer Ecke stand

eine kleine Treppenleiter, welche bei Abstäubung der Bilder gebraucht werden mochte. Mich fesselte das Standbild einer jungen Frau, welches von großer Meisterschaft des Künstlers zeugte. Da ich noch immer Niemand sah und hörte, so suchte ich meine Neugierde zu befriedigen und rückte die kleine Treppenleiter hinan, um es in der Nähe zu betrachten. Ich stieg hinauf und war erstaunt über den Adel, welcher sich in der Figur ausdrückte. Die ritterliche Frau trug ein Kind auf dem linken Arme; die rechte Hand hatte sie emporgehoben, als wollte sie das Kind liebkosen. Wie ich die schöne Form dieser Hand betrachtete, entdeckte ich daran einen goldenen Ring, welcher fast kaum mehr zu erkennen war. Da aus dem Staube heraus ein kleiner Edelstein ein mattes Licht warf, so versuchte ich, ihn mit meinem Taschentuche zu säubern; plötzlich aber drehte sich der Ring und wie von selbst fiel er mir in meine Hände. Da in mir eine wunderliche Liebhaberei erwachte, den Ring zu behalten, ich ihn aber auch nicht stehlen wollte, so fand ich einen Tausch für den ehrlichsten Ausweg.

Ich steckte der Statue meinen Siegelring, ihren Ring dagegen mir mit ruhigem Gewissen an. — Als ich die Treppenleiter wieder an ihren Ort gestellt hatte, hörte ich in der Ferne einen fröhlichen Lärm. Ich verließ den Saal, um die Gesellschaft aufzusuchen, verirrte mich aber in den regellos anstoßenden düsteren Corridoren und kam so an eine Ausgangsthür, welche auf die andere Seite des Schlosses hinaus und in eine Halle und Gartencloset ging und offen stand. Kaum aber warf ich den Blick in die abgeschlossene grüne Einsamkeit hinab, so zuckte ich erschrocken zurück; denn es kam mir vor, als hätte ich einen Blick in ein Feenmärchen gethan. Unter einem blühenden Fliederstrauche in einem Armstuhle saß, das blonde Haupt sinnend in die Hand gestützt, eine Dame vor einem Marmortische, auf welchem eine große Krystallkugel mit Goldfischchen stand. Sie trug ein langes weißes Gewand und ein schwarzseidenes Shawltuch, welches ihr über die Schultern von beiden Seiten lang herabhing, daß die Franzen den Boden berührten. Sie hatte den schönsten Frauenarm, welcher nur je

einen griechischen Künstler begeistern mochte, und um das Handgelenke, auf welches sie sich stützte, ein Armband in Schlangenform von den größten und kostbarsten Opalen. Schüchtern drückte ich die Thür wieder in das Schloß; ich erinnerte mich einer Unterhaltung mit Victorinen, wo sie mir von der menschenhassenden oder unglücklichen Nichte des Generals erzählt hatte.

Ich trat in den Corridor zurück, eilte gerade aus und kam dem fröhlichen Lärm der Gesellschaft näher. Die Treppe vor mir hinauf sah ich Diener mit Flaschenkörben eilen, ich folgte ihnen und gelangte vor den Speisesaal. In dem Augenblicke, wo die Saalthür aufging, schallte mir eine kräftige Baßstimme und der Trinkspruch entgegen: „Es lebe die gnädige Guts- und Gerichtsherrschaft, der hochgeborene General, Graf Maximilian von Steinfelden, und seine wohledle Braut, Victorine Freidank, hoch!!“ — Ich hielt mich fest am Treppengeländer; um mich herum drehte sich Alles wie in sinnlosem Schwindel. Kaum hatte ich so viel Fassung, mich und meinen Gemüths-

zustand der Gesellschaft zu entziehen und aus dem Schlosse hinwegzueilen. Erlaßt mir, die Gefühle eines unglücklichen, zwanzig Jahre alten Liebhabers in Worte zu bringen. Ich hatte, fast meiner unbewußt, den Weg in das Forsthaus zurück eingeschlagen. Ich schlich langsam und verzweifelnd den Bergabhang hin. Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, als ich das Forsthaus in der Thalschlucht vor mir liegen sah. Mein schweigsamer Kummer schien wie ein zweites Wesen in mir darüber zu brüten, auf welche Weise er sich Luft machen sollte. Bald stieg er mir nach den Augen zu, um als Thräne herauszubrechen, dann sank er bleischwer wie ein ungeschickt kletternder Krüppel mir wieder in die Brust zurück. Doch wie ich ein Kind des Glückes bin, so war ich es auch dort. Mich überholten zwei junge Gesellen, jodelnd und trällernd, von welchen einer in das leichtfertige Liedchen im Vorüberschreiten ausbrach:

Und ist sie jetzt dein, so bleib' sie auch dein,
So war sie doch einmal, ja einmal doch mein,
Ade! Juchhe!

So sei es denn! rief ich bei mir. Ade! Juchhe! und drückte mir den Hut fester in die Stirn.

Im Försterhause begab ich mich auf mein Zimmer, riegelte mich ein und berieth bei mir, ob es besser sei, zu bleiben oder abzureisen. Mein Stolz siegte, ich blieb, um nur noch eine schmählichere Niederlage zu erleben. Welche Zeit in der Nacht die liebenswürdige Braut mit ihrer Familie zurückgekommen sein mochte, weiß ich nicht und ist mir bis heute gleichgültig; nur so viel kann ich versichern, daß ich am frühen Morgen schon hinaus in den Wald zog, um eine Strecke davon zu vermessen und abzuschätzen. — Bei dieser Gelegenheit war ich allmälig in mir so ruhig geworden, daß ich mir schmeichelte, über diese meine erste Liebe meilenweit hinaus zu sein. Ich freute mich, bei meiner Rückkehr in das Försterhaus Victorinen den riesengroßen Eis-Chimborasso meiner männlichen Würde vor die Augen zu stellen. Doch er schmolz bedeutend zusammen, als ich sie wiedersah; denn auch sie hatte ihre Stellung genommen. — Sie behandelte mich freund-

lich, doch ruhig und fremd. Niemand fragte mich um die Ursache meines Benehmens auf dem Kirchweihfeste. So gingen wir vierzehn Tage nebeneinander her. Ich brannte heimlich in verletzter Eitelkeit und verhaltenem Zorn. Gern wäre ich jetzt abgereist, nur wollte ich nicht als Besiegter davonschleichen; ich mußte sie noch demüthigen, und wartete nur auf eine Gelegenheit dazu. — Diese wurde mir bald gegeben. Als ich eines Nachmittags im Forste umherstrich, kam der Köhler zu mir, welcher dort seine Meiler hatte, und ersuchte mich, in seine Hütte zu kommen, wo Victorine schon eine Stunde lang auf mich wartete.

Hier überzog des Erzählers Gesicht eine plötzliche Bläße, dann besann er sich und sagte: Hier muß ich schweigen! Nur das Eine mögen meine Freunde wissen, daß Victorine groß und edel aus dieser Unterhaltung von mir hinwegging und mich in Zerknirschung zurückließ. Ich verstehe sie heute noch nicht, mir ist es, als wenn der vortreffliche Mann die Liebe

eines edlen Weibes am wenigsten versteht, wo es gilt, mit der Liebe zugleich die Ehre zu retten! — Der Moment hat mich verführt, euch die Geschichte meiner ersten Liebe zu erzählen, sei es denn, soweit sie mein gehört und ich darin selbst eine komische Figur spiele.

Der Sonnabend, fuhr Benedict fort, welcher dem Sonntage vorherging, an welchem Victorine mit dem alten General verbunden werden sollte, war der wunderlichste Tag meines Lebens. Ich fühlte mich unwohl und mochte nicht das Zimmer verlassen. Niemand schien sich um mich zu bekümmern, als die alte, halbtaube Hausmagd, welche das Essen brachte, und Victorinens Hühnerhund, der treue Amor, welcher es statt meiner verzehrte. Gegen Abend rollte eine Equipage nach der andern an, und das Haus füllte sich von Verwandten und Freunden der beiden Verlobten, um den Polterabend zu feiern. Ich hatte Victorinen den ganzen Tag nicht gesehen; nur einmal hörte ich ihre Stimme, als sie unten in der Hausflur ihren Verlobten empfing. Es wurde endlich Nacht und um das Haus Alles so stille,

daß ich zuletzt weiter nichts hörte, als das Durcheinandersprechen der Gäste unter mir.

Meine Glieder waren gelähmt, als hätte ich eben eine tödtliche Krankheit überstanden, mein Gehör war aber so geschärft, oder bildete ich es mir nur ein, daß das Summen des Festes und das langausathmende, heimliche Rauschen des Waldes an der Bergwand hin sich gegenseitig in Pausen ablöste, wie Sätze in einer Symphonie von Beethoven, welche bald von diesen Instrumenten, bald von andern aufgenommen, weitergesponnen und wieder an andere zur Variation abgegeben werden. Der General und der Förster spielten in diesem Concerte die Contrebässe. Das musikalische Publicum, welches ich allein ausmachte, war davon so gerührt, daß es seine beiden Augen zuthat und einschlief.

Ich mochte lange geschlafen haben, als ich von einem leisen Pochen an meiner Stubenthür aufwachte. Ich glaubte mich getäuscht zu haben; denn im ganzen Hause war Alles todtstille geworden. Ich hatte den Abzug der Gäste und das Fest dazu verschlafen. Die Familie

mochte längst zur Nachtruhe gegangen sein; — auch ich wollte mich wieder dem süßen Bruder des Schlafes, dem Schlummer nach Mitternacht, in die Arme werfen; beinahe wäre es mir geglückt, da kam es mir vor, als hörte ich wieder ein leises Pochen an der Thür. Ich lauschte, hörte aber weiter nichts; die Stubenuhr schlug Zwei. Jetzt hörte ich draußen ein leises Geräusch, nun ein herzhaftes Anpochen. Es ist Victorine! rief mein Herz; das Blut wollte mir das Herz zersprengen. Ja, sie ist es! sagte ich leiser, sie hat sich heimlich aus ihrer Kammer geschlichen und will mir diese süßschauerliche Stunde des Abschiedes gönnen. Zugleich stand ihr Bild so verlockend, so reizend, und doch wieder die Sinne so bestrickend und lähmend vor mir, daß ich mich kaum vom Lager zu erheben vermochte.

Es gilt einen herzhaften Entschluß! sagte ich bei mir; ich brauche nur den Thürriegel zurückzuschieben und eine Welt voll Seligkeit liegt in meinen Armen! Eine andere Stimme flüsterte in mir: Aber welcher Triumph für dich, wenn du dieser Lockung widerstehst!

Welche Demüthigung auch für die stolze, schöne und doch doppelt untreue Victorine! Und nur noch einen Kuß auf ihren schönen Mund! sprach der Versucher in mir, dann drücke sie von dir hinweg und sage: Ade! — Das ist erst der wahre Triumph der Moral, den du feiern kannst! — Das warnende Gewissen nahm jetzt die Gestalt meines alten Lehrers in der Kindheit an; ich sah seine eisgraue Gestalt, sein bleiches, eingefallenes Gesicht mit den milden, klaren Augen, ich hörte seine Stimme und den Spruch, den er mir gegen die Versuchungen der Welt mitgegeben hatte: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und gegen meinen Gott sündigen? — Und eine andere theure, heilige Gestalt sah ich bei mir stehen, welche mir zu sagen schien: Sie ist die Braut eines Andern! Hast du nicht vor dir, so habe doch vor ihr Achtung!

Doch ich sollte nicht den Triumph erringen, einmal über eine große Versuchung gesiegt zu haben; ich war ein zu guter Christ, um nicht die Sünde für mächtiger als das Gewissen zu halten. Ich stand an der Thür, mein Ohr

an die Falze gelehnt. Ich glaubte sie draußen ängstlich athmen zu hören. Nun pochte es wieder an, leise, aber dringend.

Ich zitterte vor heftigem Frost im Schauder der sich spannenden Nerven und stand wie eine Säule mitten im dunklen Zimmer. Da hörte ich es wieder anklopfen. Wer da? rief ich heftig; ein tiefes Stöhnen war die Antwort. Ich eilte zum Schnellfeuerzeug, machte Licht an und wartete jetzt mit dem Leuchter in der Hand an der Schwelle auf ein nochmaliges Anpochen. Es erfolgte; ich öffnete die Thür, trat hinaus und vor mir saß, in der Ecke hinter der Thür, der frierende Amor, Victorinens Hühnerhund. Ich hatte die Thür zurück in das Schloß gedrückt, Amor sah mich mit seinen redlichen, braunen Augen an, und jetzt kratzte er sich hinter den Ohren und klopfte wieder an die Thür, ebenso, wie er es vorher gethan und wie ich es vorher gehört hatte.

Ich wich zurück, vernichtet in das Tiefinnerste der Seele. Ich hatte Alles verloren, selbst das Bewußtsein der Selbstbeherrschung,

der Tugend; ich war ein lasterhafter, abscheulicher Mensch geworden, hatte in mir das Bild meiner ersten Liebe und den Glauben an weibliche Ehre tief erniedrigt, — und das Alles um ein Nichts, um einen Hühnerhund, der sich kratzte. Ein Vieh hatte mich um meine Menschenwürde gebracht. Schluchzend wie ein Kind warf ich mich einige Minuten auf das Lager, bis ich mich ausgeweint hatte, dann aber faßte ich mir ein Herz, stand auf, packte meine Effecten in den Reisekoffer, machte meine Adresse darauf, gerichtet in die nächste Stadt poste restante, schrieb einige Zeilen an den Förster, worin ich ihm für seine freundliche Aufnahme dankte, und Grüße an alle seine Kinder bestellen ließ, und hatte am grauenden Morgen schon weit hinter mir das Forsthaus, meine unglückliche Liebe und den schönsten und häßlichsten Traum meiner Jugend liegen. Ich habe seitdem nie wieder Etwas von Victorinen gehört. Es widersteht mir auch, mich nach ihr zu erkundigen. Für mich ist sie gestorben. Mich haben nur der Humor und eine Reise nach Paris von dem Verrückt-

werden gerettet Das Eine habe ich gelernt, die Menschen zu nehmen, wie sie sind.

Und wo blieb abermals die schlanke Dame auf der Redoute? fragte der Abt durch das lustige Gelächter der Gesellschaft hindurch.

Ja so! versetzte Benedict; möge sich denn eure Nachsicht mit der Auskunft begnügen: daß es, wie ich vermuthe, die schöne Dame war, welche ich auf Lindeneck im Gartencloset vor der Krystallkugel mit den Goldfischen gesehen habe.

Wir danken ihr, versetzte der Abt, im Namen des Convents; denn sie gab uns die Veranlassung, dir zwei Erzählungen abzugewinnen, welche uns bis jetzt gut unterhalten haben; doch ist noch nicht Mitternacht vorüber, ich kann die Brüder noch nicht entlassen. Wer will uns bis dorthin erbauen?

Sei es denn! versetzte Erdmann, der Doctor der Medicin, und holte ein Kästchen, welches er mitgebracht und in die Zimmerecke geschoben hatte, wieder hervor. Daneben legte er seine Taschenuhr und sagte: Nur noch fünf Minuten vor Zwölf! — Mit dem ersten Schlage der

Mitternacht öffnet sich dieses Grab, und ein Todter wird auferstehen! — Eine unheimliche Stille trat ein; — jetzt hörte man den ersten Glockenschlag. Erdmann öffnete das Kästchen und setzte einen Todtenkopf auf die Tafel mit den Worten: Dies ist der Anfang und das Ende meiner Geschichte.

Helena Vallisneria.

Nie habe ich einen so eigenthümlich geformten Todtenkopf gesehen! fuhr Erdmann fort, wie sich so steil das Hinterhaupt emporzieht, und der Vorderkopf so breit auf der Wirbellinie auseinanderliegt! Hier in schnurgerader Linie herunter das Nasenbein, daß der Mund zurücktritt —und wie frisch sind die kleinen weißen Zähne! Es ist ein Wunder aller Schädel! ein ebenso großes, daß ich ihn gefunden habe! — Ich fand ihn auf dem Kirchhofe in Oelsnitz, als ihn der Todtengräber aus einer neuen Grube herauswarf. Hier Freunde! Schaut ihn genau an — es ist ein Meisterstück des Schöpfers, wie es ihm nicht jeden Tag aus der Hand rollt!

Johannes nahm den Schädel und hielt ihn betrachtend empor. Er war im Sesselstuhl in ein Halbdunkel zurückgesunken, sodaß seine großen flammenden Augen aus einem heiligen Schattendreiecke hervorschauten. In gelinden, fast unsichtbaren Zuckungen zogen Gedanken über seine Stirne. Sinnend schaute er in die Augenhöhlen des Schädels hinein und sprach endlich:

O, du beinernes Haus der Gedanken! Wo ist sie hin die räthselhafte Geisterwelt, welche in dir durcheinanderrang? Du kleines, wunderbares Gefäß, in welchem ein ganzes Weltall — Himmel und Erde — zusammenfloß, sprich, welches Zauberwesen saß in deinen Kreisen, welches diesen Bann zu vollbringen wußte? Sprich, wo ist er hin, der allmächtige Gott, der in dir lag zwischen Ton und Licht, und schuf — Welten und neue Götter, und sich selbst? — Wo ist er hin? Was starren mich so finster deine Augenhöhlen an, und was lacht so höhnisch dein furchtbares Antlitz, auf welchem sonst ein ganzer Geisterfrühling sich auswob und blühte und verging? Bist du

nur das Gerüste eines Luftballons, welchem das Gas ausgegangen, das ihn über Himmel und Erde dahintrieb? — Herrliche, feingewölbte Opferschale der flehenden, erbarmungswürdigen Menschheit, was zitterst du in meiner Hand? Ich sah einen wahnsinnigen Harfenspieler, der auf der Zither, deren Saiten zersprungen waren, in herzzerschneidenden und in stummen Weisen herumtastete — bin ich es nicht selbst? —

Aber welchem Menschenwesen du auch eigen warst — heilig bist du mir immer, wie ein Behältniß, in welchem Gott sich selbst offenbart hat! Wie viele schöne Traumblumen mit bunten, tiefen Kelchen mögen in diesem kleinen Gottesgarten geblüht haben! Ja, ich sehe euch noch, ihr schönen feuchten, strahlenden Augensterne, ihr weltabspiegelnden, ja, ich sehe euch, wie ihr noch sonnenhell, herz- und sinnentzückend unter den großen Wimpern ruhet! Es runden sich wieder zu euch empor die feinen Mädchenwangen, es schwellen wieder auf die süßen Rosenlippen, es drängt sich das zarte Oval des Kinnes weich und weiß mit leichten

Grübchen empor! — Nein! solch ein Kleinod kann die barmherzige Gottheit nicht vernichten! — Es regt sich! Was ist das?

Mit diesen Worten stürzte ihm der Schädel aus der Hand.

Der Doctor faßte Johannes beim Arme und sagte: Habe ich Sie nicht schon längst vor Gemüthsbewegungen gewarnt?

Johannes antwortete nicht und verbarg sein Gesicht in den Händen; der Doctor aber hob den Schädel behutsam wieder auf und bedeckte ihn mit seinem Tuche.

Hermann nahm das Wort auf und sprach für sich hin: Die Menschenseele blüht wie eine Seelilie über dem Reiche des Ungeheueren und einer unergründlichen Tiefe, von Luft, Licht und Wasser emporgetragen und genährt. Lieblich entfaltet sie vor dem Himmel ihre Blüte, während unter ihr scheußliche Unthiere wühlen und sich gräulich wälzen. Schauet nicht in die Tiefe; denn unten liegt das Entsetzen! — und die Wurzeln der schönen Pflanze treiben oft mitten hnidurch!

Ich bin nur insofern deiner Meinung, ver-

setzte Gotthold, als du von dem Unergründlichen der Menschenseele sprichst; aber dieses Unermeßliche, durchklungen von Unsterblichkeitsahnungen und von seligen Geistergefühlen ist mir Bürge, daß eine Psyche ihre Flügel leise in der rohen Hülle ausbildet, um sich in einen unsterblichen Frühling emporzuschwingen. — Wohl ist der Hintergrund unserer Seele mit wunderlichen Arabeskenbildern überzogen, gleich den Thüren am Taufhause zu Florenz; aber wer sie zu deuten vermag, wird von ihnen auf ein großes Heiligthum, welches sie verbergen, gläubig schließen können, Ja, zur Stunde schaut es aus diesem Hintergrunde vor wie ein leuchtendes Angesicht, das uns vom gelobten Lande, in welches wir einst einziehen werden, prophetische Worte zu verkünden scheint.

Was ist Tod? Johannes! Wenn du einen Strom in die Erde versinken siehst, wirst du glauben, daß nunmehr seine Gewässer nicht mehr vorhanden sind? Stellen Sie, Doctor, in Gottesnamen diesen schönen Schädel wieder unverhüllt vor uns her! Nicht wahr, Johannes!

Uebrigens, entgegnete der Doctor, würde

sich das arme Töpfers-Lenchen nicht eingebildet haben, daß so lange nach seinem Tode noch von ihm die Rede sein würde!

Wissen Sie etwas Näheres um diesen Schädel? versetzte Bernhard.

Nichts weiter, als daß dieser Todtenkopf, wie mir der Todtengräber versicherte, der Frau eines Töpfers angehört, welche eigentlich eine Prinzessin gewesen wäre, aber wie das Alles zusammenhängen mag, weiß Gott!

Der alte Maler Schuber hob jetzt den grauen Kopf empor und sagte: Die Geschichte von der braunen Töpfers-Lene weiß ich auswendig, ich habe sie selbst noch gekannt, so gut, wie ich da meine linke Hand vor mir sehe; ihr wißt, daß ich in Oelsnitz erzogen bin. Sie war ein braunes, schmächtiges Weib mit großen, hellen Augen und rabenschwarzem Haare. Wie sie zuerst ins Städtchen kam, lachte Alles über sie, und die Straßenjungen liefen ihr nach; aber nachdem ein fremder Herr, welcher sich zur Sommerzeit im Orte oft wochenlang aufhielt, sie für die schönste Frau im Lande erklärt, und bei jedem Glase Wein,

das er getrunken, darauf geflucht und geschworen, am Ende aber gar vor Liebe zu ihr seinen gesunden Verstand verloren hatte, so gab es von der fremden schönen Frau nicht genug zu reden. Das mußte man ihr auch lassen, daß sie gerade wie eine Kerze war, und wenn man ihr so recht in die schwarzen Augen guckte, war es Einem, als könnte man gar nicht wieder hinwegsehen.

Seht einmal den alten Knaben an, rief Gotthold aus, er hat sie fürwahr ordentlich angeschaut, und ich wollte wetten, er war in die hübsche Töpfersfrau ebenfalls zur Ungebühr verschossen.

Hm! meinte der Alte, war ich doch damals noch ein alberner Junge, kaum zwölf Jahre alt! Und dann konnte sie auch gar nicht recht Deutsch reden.

O, so fahre fort, rief der Doctor — oder fange vielmehr deine Geschichte zu erzählen an!

Draußen vor dem genannten Städtchen, begann der alte Maler, sieht man noch heute ein verfallenes Häuschen. Dort wohnte vor vielen Jahren ein Töpfer mit seinem Sohne.

Der war ein schlimmer, verwegener Junge, so viel man nur von ihm weiß, und that nichts als Zitherspielen. Das verstand er aber besser, als Töpfe zu drehen. Kaum hatte der alte Vater die Augen zugedrückt, so schnürte er seinen Bündel, schloß die Hütte ab und wanderte in alle Welt. Der Töpferwilm — so hieß man ihn nur — war beinahe im Orte verschollen wie eine Sommerfliege im Winter, als er auf einmal mit Kutsche und Pferden zurückkam, und eine vornehme Frau mitbrachte. Er kaufte sich das große rothe Gebäude am Markte, und lebte da wie der reiche Mann im Evangelium. Der große Reichthum, welchen der Wilm mitgebracht hatte, war es nicht allein, der die Leute, besonders die Weiber, verwirrt machte. Die schöne braune Frau war es vorzüglich, welche mit ihren sonderbaren Gebräuchen den Leuten viel Kopfzerbrechens machte. Um nur Eins zu erzählen! — Der Wilm ließ im Hofe ein Gebäudchen aufführen, das so schön war wie keines mehr in dieser Welt. Das Dach blau angemalt, mit goldenen Knöpfen und Schnörkeln verziert, funkelte in der Sonne

wie ein Altarkelch. In diesem Gebäude aber war ein einziges Gemach, das noch schöner war, obgleich sich an den Wänden keine Fenster befanden, sondern nur ganz oben an der Decke eine runde Oeffnung, daß die Engel im Himmel jede Stunde hineinschauen und ihre Freude an all dieser Herrlichkeit haben konnten. Von einem Maler aus Dresden ließ er dieses Gemach mit närrischen Figuren und allerlei Blumen ganz schön und bunt ausmalen und vom Schlosser und Goldschmiede aus vergoldeten Eisenstäben und vielerlei Zierrath eine Thür daran machen. Das ging aber Alles so heimlich, daß man selbst von den Bauleuten nichts, und nur die ganze Geschichte von den Nachbarsleuten, welche aus den Dachlücken auf den Hof hinunter sahen, und sonst hier und da etwas davon erfahren konnte. Damals ging allgemein das Gerede, der König wolle heimlich in die Stadt kommen und ganz in der Stille beim Wilm, der jetzt auf einmal gar sehr hoch angesehen wurde, den Winter über wohnen, um einmal bei einem Kruge Bier von den Regierungsstrapazen auszuruhen.

Deswegen, glaubte man, wäre nun eben das schöne Gebäude ganz besonders gebaut worden. Aber was geschah? Man sollte es freilich nicht denken! Eines Tages reiste der reiche Wilm in das Land. Nach einigen Wochen kam er zurück, und brachte eine große weiße Kuh — ein ganz schönes Stück soll es freilich gewesen sein — mit heim. Die braune Frau soll beim Anblick dieser Kuh außer sich vor Freude gewesen sein. Man sagt, sie wäre mit Liebkosungen ihr sogar um den Hals gefallen. Siehe da! und das war der König, der das schöne Gemach im Hofe bekam; und wir wußten nun Alle im Städtchen, daß man auch überaus schöne Kuhställe bauen könne. Unter den fremden Dienstleuten, welche Wilm mitgebracht, war auch eine kleine Engländerin, welche ziemlich gut Deutsch sprach, und mit dem Gastwirthssohne gegenüber einen Liebeshandel angesponnen hatte. Durch diese Mittelsperson brachte man endlich heraus, daß die braune Frau alle Tage diese Kuh selbst wasche und füttere, und ihre vergoldeten Hörner mit Blumen bekränze.

Nun wußten Alle auf einmal, woher Wilm

so reich geworden war; denn daß diese Kuh eine Hexe war, und ihm Geld machen mußte, das war gewiß. Den Sonntag darauf stand der Pfarrer auf der Kanzel mit einem blutrothen Gesicht, und predigte, daß ihm die Perücke wackelte, und, wie das sonst immer war, man seine Stimme besser draußen vor der Stadt als in der Kirche selbst verstehen konnte. In dieser Strafpredigt aber malte er den Wilm und seine Frau so kennbar ab, daß man ihn und sie mit Händen greifen konnte. Ich war damals gerade der Blasebalgtreter und mit auf dem Chore. Der Pfarrer warnte die ganze Gemeinde vor dem Teufelsspuk, der in neuester Zeit, zur Strafe unserer Sünden, im Städtchen durch ein einziges verlorenes Schaf aus unserer Mitte sich eingeschlichen habe. Er drohte mit Krieg und Pestilenz, wenn noch lange der böse Geist in einer weißen Kuh im Orte angebetet würde; denn das wäre eben das goldene Kalb der abtrünnigen Israeliten in der Wüste, das sie mit abgöttischen Tänzen und Opfern verehrt, nur daß nunmehr daraus eine silberne Kuh geworden wäre!

Das war Oel in das Feuer! — Nach der Kirche versammelten sich Alt und Jung vor Wilm's Hause. Juch! mit Steinen die Fenster hinein, und mit dem Geschrei: Teufelsbanner, wo bist du? Heraus mit dir und der braunen Hexe und der Teufelskuh! — Man hörte drinnen im Hause laut schluchzen und heulen. Auf einmal aber that sich die Thür auf und Wilm trat heraus. Ich sehe ihn noch heute. Er hatte die Hände in den Taschen, und sah so freundlich und ruhig im Gesichte aus. Alle waren todtenstill, wie sie ihn so vor sich stehen sahen. Aber auf einmal war sein Gesicht finster, als er sprach: So bewillkommnet ihr euern Spielkameraden, ihr Freunde? Kam ich deswegen zu euch zurück, damit ich mit meinem Weibe von euch gemishandelt würde? Was wüthet ihr gegen mich? Hab' ich je Einen unter euch von meiner Schwelle hinweggewiesen? Habe ich je Einen unter euch mit Wort oder That gekränkt? Trete dieser vor, damit ich ihn um Verzeihung bitte! Schulkameraden, Freunde und Bekannte meines Vaters, redet! — Ich bin bereit Rechnung zu halten,

und auf Ehre zu bezahlen, was ich euch schuldig bin. Ich sehe euch in Sonntagsröcken, und mit heiligen Büchern unter den Armen, kommt ihr nicht vom Hause des Friedens und der Bruderliebe, die uns dort gepredigt werden soll?

Fürwahr! unterbrach jetzt der Doctor den Erzähler, solche Geschichten und solche Reden hätte man nimmermehr bei diesem Graukopfe gesucht! Wer dächte, daß so ein alter Tannenbaum noch blühen könnte!

Je nun, versetzte Schuber, ich habe die Geschichte tausendmal erzählen gehört, und wieder erzählt, da findet es sich von selbst, daß man sie Wort für Wort auswendig weiß!

Weiter! alter Freund, weiter! rief Erdmann.

Die Leute waren nach dieser Anrede, begann wiederum Schuber, mäuschenstill geworden, und Alles wie umgewandelt. Wie aber jetzt die junge braune Frau händeringend und schluchzend vortrat, da fingen die Weiber, welche auch dabei waren, alle mit an zu weinen, und den Männern Vorwürfe zu machen. Die sonstigen Kameraden Wilm's traten zu ihm,

und gaben ihm zur Versöhnung die Hand. Sie sagten ihm aufrichtig, wie es gekommen und gegen ihn ein Jeder in Zorn gerathen wäre. Sie baten ihn wegen seiner Zauberkuh um Aufklärung.

Hierauf sprach Wilm: Liebe Nachbarn und sonstigen Freunde, tretet alle um mich herum, und hört mich an!

Ich bereue es, daß ich seither vielleicht mit Unrecht ein Geheimniß aus meinem Leben und Treiben unter euch gemacht habe. Böse Zungen haben dies misdeutet. Doch von dieser Stunde an sei nichts Fremdes zwischen mir und euch! Leiht mir auf kurze Zeit eure Ohren!

Die Meisten von euch haben mich noch als einen Knaben unter euch gekannt. Ihr wißt noch, wie ich blutarm nach meines Vaters Tod in die Fremde zog. Mein Weg ging nach Hamburg. Dort, keinen Heller Geld in der Tasche, aber Hunger im Leibe, und Leichtfertigkeit im Kopfe, schlenderte ich mismuthig durch die Gassen. Bald gesellte sich ein hübsch gekleideter Mensch zu mir, und ich war ganz gerührt von seiner Freundschaft, zumal er

mich in eine Herberge führte, und mir auftragen ließ, nach was mir nur gelüstete. So eine Freundschaft hatte ich mein Lebtage noch nicht gefunden. Er schwur mir ewige Treue und ich ihm; dabei weinten wir wie zwei Kinder. Ich wußte mir es demnach gar nicht zu erklären, warum die Wirthin mir mit Winken auf meinen Freund immer Zeichen machte. Ich ließ mich dadurch aber nicht in meiner Eßlust stören, und mir schmeckte dabei immer ein Glas Punsch besser als das andere. Endlich war es Nacht geworden. Da ich aber in meine Herberge zurückkehren wollte, ließ das mein neuer Freund nicht zu, sondern bat mich vielmehr so dringend, noch ein Stündchen zu sitzen, und dann mit zu ihm in seine Wohnung zu kommen, daß ich ihm nicht zu widerstehen vermochte, vielmehr seinen Antrag bei meiner armseligen Lage gern annahm. Indem ich so bei ihm sitzen blieb, trank er mir fleißig zu, und ich that ihm nicht minder fleißig Bescheid. So kam es, daß ich ziemlich trunken geworden war, als wir um Mitternacht aufbrachen, um in die Herberge meines Freundes zu gehen.

Er bezahlte die Zeche und schleppte mich nunmehr von einer verschollenen Gasse zur andern, sodaß mir das lange Kreuz- und Quergehen fast befremdend vorkam. Wie wir aber endlich um eine finstere Ecke herumbogen, da hatte ich auf einmal ein Pflaster vòr dem Munde, daß mir das letzte Wort, das ich sprechen wollte, zur Hälfte darinnen stecken blieb. Zugleich rissen mich drei bärenfeste Kerle zu Boden, knebelten mich, und mein inniggeliebter neuer Freund war so gut und half mich mit in einen Kahn schleppen. Nun ging es mit starken Ruderschlägen schnell die Elbe hinunter. Ich konnte mich weder rühren noch wenden; denn meine Hände und Füße waren so fest gebunden, daß das Blut darinnen erstarrte. Was ich in dieser Stunde gedacht, weiß ich selbst nicht mehr. Mit unaussprechlichen Schmerzen suchten meine Augen oben am Himmel unter den Sternen herum, ob sie nicht vielleicht den lieben Gott ansichtig würden, der mir jetzt allein helfen konnte. Endlich graute der Morgen, und bald ging auch die Sonne auf so hell und freundlich, als wären lauter

Engel auf der Welt. Da gelangten wir mit dem Kahne an ein großes Schiff. Wie ein Ballen Baumwolle wurde ich hinauf an Bord gehoben, und unten in den Schiffsraum gebracht, wo ich bereits über dreißig Unglücksgefährten antraf, und von ihnen erfuhr, daß wir einem Seelenverkäufer in die Hände gefallen wären. Ich warf mich im Winkel auf mein Stroh und weinte bitterlich, obgleich ich dennoch auch im Herzen froh war, daß mir das Pflaster vom Munde und wenigstens von den Füßen die Bande genommen worden waren. In meinem Leben habe ich nie so inbrünstig zu Gott gebetet wie damals. Er hat sich auch väterlich meiner ferner angenommen.

Als wir auf die offene See gekommen waren, ließ man von Stunde zu Stunde je Sechs zu Sechs auf das Verdeck kommen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ich auch meines hamburger Freundes gewahr. Er gab sich mir als einem Korporal der Schiffsmannschaft zu erkennen, und eröffnete mir, daß ich nunmehr die Ehre habe, ein braver engländischer Soldat zu sein, und eben im Begriffe wäre nach Ostindien zu

segeln, um dort ruhmvoll gegen die Maratten-Indianer zu streiten. Da er mir eine Flasche Rum und einen harten Thaler gab, so versöhnte ich mich mit ihm und mit meinem Schicksale. Von den Abenteuern der Seefahrt laßt mich schweigen. Genug, daß ich bereits nach einigen Monaten darauf in Ostindien als ein rothgesottener Engländer mit gegen die Maratten vorgetrommelt wurde. Bald gab es eine wüthende Schlacht, und ich wüthete mit wie ein echter Deutscher, der sich auf Gehorsam versteht. Das dauerte aber nicht lange, so lag ich ruhig in einem Graben und träumte von allen himmlischen Heerscharen. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich in einem hohen düsteren Gemache auf einer weichen Matratze. Da in den Wänden keine Fenster waren, so fiel nur durch die offene Thür ein spärliches Tageslicht herein. Im ganzen Gemache war sonst nichts als nur ein wüstes, dreiköpfiges indianisches Götzenbild, das aus dem Winkel hervor mich anstierte, zu erblicken. Ich griff nach meinem Haupte, an welchem ich einen dumpfen Schmerz empfand. Es war fest verbunden,

und ich merkte nun wohl, daß mir ein braver Maratte mit seinem Säbel ein Andenken über die ganze Schädelfläche gegeben haben mochte. Nach einiger Zeit kam ein alter bärtiger Mann zu mir herein, und beugte sich zu mir herunter. Seine freundlichen Blicke thaten mir inwendig wohl. Ich konnte erst später, nachdem ich ein wenig die Landessprache begriffen hatte, mich mit ihm verständigen. Er war ein indischer Priester und that an mir gleich einem barmherzigen Samariter. Er hatte mich den Tag nach der Schlacht noch lebendig unter den Todten gefunden, und in sein Haus aufgenommen. Mit allerlei edlen Salben hat der Heide christlich meine Wunde geheilt, und mich mit Speise und Trank erquickt, sodaß ich bald von meinem Siechthume genas. Eines Morgens aber gab er mir seinen Segen, und entließ mich.

So war ich nun in Gottes freier Welt unter dem glühenden Himmel Indiens allein, und ohne ein menschlich Wesen zu wissen, das mich gekannt und meiner sich angenommen hätte.

Als ich aber so betrübt einherschlich, begegnete ich einer Gauklerbande. Da ich sie grüßte,

hielt sie an, und die jungen Leute begannen mich aufzuziehen, indem sie Schalkheit mit mir trieben. Nun hatten aber diese Gaukler auch musikalische Instrumente bei sich. Da griff ich nach einer Zither, welche ich zu spielen verstand. Als ich nun das Saitenspiel in der Hand hatte, fing ich an es zu rühren mit solcher Lust und Freude, als wäre ich wieder daheim im Elsterthale beim Pfingsttanze gewesen. Das gefiel den Leuten über alle Maßen, sodaß ich bei ihnen bleiben mußte, und bei allerlei Narrenspossen, die sie in den Städten aufführten, mit Zitherspielen diente.

Während wir uns einige Zeit in Punoh, der Hauptstadt der Maratten, aufhielten, ging ich einst mit meinem Zitherspiele an den fürstlichen Gärten vorüber. Es war Abend, und die goldenen Sterne strahlten so hell, die Luft war so lau, und mit tausendfachen Blumendüften wob und flüsterte es so heimlich mild durch alle Baumwipfel und Stauden, daß mir ganz wunderlich zu Sinne ward. Ich setzte mich dort auf einen Stein und träumte für mich hin. Da klang eine ferne Stimme

aus dem Garten zu mir heran. Das sang so gar süß und schmelzend, als wollte es mir das Herz aus der Brust herauswinden.

Wie ich die Weise wegbekommen hatte, spielte ich mit meiner Zither darein, als wäre ich dazu bestellt gewesen. Die Stimme schwieg endlich, und ich wollte schon traurig fortgehen, als mir der Versucher in das Ohr raunte: Wilm! die Gartenmauer ist nicht gar zu hoch, da hinüber ging es auch noch. Ich warf die Zither auf den Rücken, und hob mich hinauf. Aber wie ich da hinunterschaute, war es mir, als guckte ich mitten in das Paradies hinein. Viele bunte Lämpchen hingen an allen Ecken und Enden, und beschienen zierlich geschlängelte Wege, welche sich durch die Blumenbeete hindurchwanden. Hier und da schienen im Lampen- und Mondenschein bunte Säulchen mit goldenen Pfeilspitzen. Die Lilien und Rosen mit tausend andern Blumen wiegten und neigten sich flüsternd untereinander, als hätten sie sich Wunder was zu erzählen gehabt. Mir wurde dabei so weich zu Muthe, daß ich auf einmal hätte sterben mögen. Als ich aber jetzt

am äußersten Ende des Gartens ein kleines thurmartiges Gebäude, das ganz von Porzellan und Gold zu sein schien, so recht lockend schimmern sah, da glitt ich leise die Wand herunter und schnürte mich im Schatten der Gebüsche längs der Mauer hin darauf los.

Ich hätte ganz unbemerkt hinangehen können, wenn nur nicht zwei helle Lampen dicht dabei gebrannt hätten. So stand ich dort und wußte nicht, was ich thun sollte, zumal mir eine heimliche Angst ankam. Aber auf einmal hörte ich die Mädchenstimme im Wunderhause wieder so schmerzlich süß singen, daß ich davon wie trunken ward. Die zwei Lampen hingen niedrig, und ich hatte sie ausgeblasen, ehe noch mein Herz dreimal gepocht hatte. Niemand hatte es bemerkt, denn der Gesang ging in Einem fort. Schon wollte ich mich hin zur Thür ducken, um vielleicht durch das Schlüsselloch zu spähen, als sie sich auf einmal öffnete, und zwei Frauenzimmer daraus hervortraten. Sie standen eine ziemliche Weile da, und sprachen miteinander. Wären sie stille gewesen, so hätten sie mein Herz pochen hören können. Endlich entfernten sie sich

und verschwanden in einem Laubengange. Im Gemache drinnen begann aber die Stimme wiederum zu singen. Die Thüre war zur Hälfte offen stehen geblieben, ich kroch hinan und blickte hinein. Wie war das da drinnen so schön gleich einer Weihnachtsstube, und doch noch überaus schöner. Das war aber noch nicht genug; denn mir gegenüber auf rothsammetnen Polstern lag ein jungfräuliches Weib mit zwei Augen — mit zwei Sternenaugen, die emporgerichtet waren, und mir doch in die Seele hineinguckten. Auf einmal jedoch sprangen mir Thränen in die Augen, und schluchzend wie ein Kind, legte ich mein brennendes Angesicht auf die Schwelle. — Aber, lieben Freunde, daß ich euch beschreiben könnte, wie nun Alles gekommen ist. Ewig werde ich dieser Stunde gedenken, wo ich, der ärmste Fremdling des Landes, mir das Herz meiner Madhawi, der Schwester des Fürsten der Maratten, eignete! Wie es kam, daß ihr Haupt an meiner Brust lag, wie es kam, daß sie mein ward, heiß geworben und gewonnen, weiß ich selbst nicht. Seitdem aber kam ich jeden Abend mit Beihülfe

ihrer Amme, welche wir in unser Geheimniß gezogen hatten, zu ihr in den Pavillon des Gartens. Wie wir nun recht erkannt hatten, daß wir nimmermehr voneinander lassen konnten, da beschlossen wir, vor dem Zorne des fürstlichen Bruders zu entfliehen. Ich hatte mich nunmehr auch von den Gauklern, als sie Punah verließen, mit dankbarem Herzen getrennt, und hielt mich von nun an in einem Hause der Vorstadt verborgen. In einer mondlosen Mitternacht hielt ich auf Verabredung mit zwei muntern schönen Rossen, welche ich von dem Golde meiner Braut gekauft hatte, an einer versteckten Thüre des Gartens. Kaum hatte ich das Zeichen gegeben, so erschien meine Madhawi und überbrachte mir einen Theil ihres Vermögens in verschiedenen schweren Kästchen. Bald waren die Mantelsäcke gepackt und das eine Roß damit beladen, auf das andere aber schwang ich mich, und hob mein flüchtiges Kleinod empor zu mir an mein pochendes Herz. Wie ein gehetztes Reh flog ich mit meiner Beute davon. Bei Tage hielten wir uns in den Wäldern verborgen, zur Nachtzeit aber

setzten wir unsere Flucht fort, bis wir endlich an eine französische Factorei gelangten. Die Europäer nahmen uns gastfreundlich auf. Wir wurden sicher an die Meeresküste gebracht, wo uns ein Kauffahrteischiff aufnahm, und uns sicher nach Marseille brachte. Dort ließ sich meine Madhawi taufen, und bekam den Namen Helena India; worauf sie mein theures Ehegemahl wurde. Die Liebe zur Heimat trieb mich wieder zu euch, ihr Freunde! Aber mein armes Weib konnte sich mit unserem Klima nicht befreunden. Vorzüglich sprach sie mir täglich von einer weißen Kuh, welche sie daheim gepflegt hatte. Wer mag seinem Weibe, das selbst fürstlichen Stand, Reichthum und schöne Heimat — ja, Alles Einem aus Liebe geopfert hat, nicht gern das abgeschiedene Leben erheitern? Ich ließ demnach ein Gemach, dem ähnlich, in welchem in Indien ihre weiße Kuh stand, in meinem Hofe erbauen, und kaufte ihr ein ähnliches Thier im benachbarten Baierlande. Einer unter euch, Friedhold, hat mir ja selbst den Einkauf besorgt.

Die umstehenden Bürger fuhren jetzt alle

auf den alten Friedhold hinein, und hätten ihn beinahe wegen seiner Schweigsamkeit gemishandelt, wenn es Wilm nicht verhindert hätte.

Von nun an lebte Wilm hoch angesehen in der Stadt, und wurde ein Jahr um das andere Schützenkönig, zumal er jedesmal der ganzen Schützengesellschaft drei Fässer bamberger Bier dabei zu vertrinken gab. Wen die Noth drückte, der wendete sich an Wilm; wer Rath bedurfte, der ging zu ihm, und Jedem diente er redlich.

Als aber die ausländische Bank, bei welcher er den größten Theil seines Vermögens stehen hatte, Bankrott machte, und er fast Alles dabei verlor; wie endlich bald darauf sein Haus in Feuer aufging, sodaß ihm nichts übrig blieb als Weib und Leid, und das Häuschen seines Vaters in der Thongrube, da war die Herrlichkeit mit ihm dahin, und alle Beutel und Hausthüren vor ihm zu! — Ihn kümmerten aber die vornehmen Gevatterschaften wenig. Ruhig drehte er in seiner Hütte auf der Scheibe wieder Töpfe und Schüsseln, und seine Lene trug sie zum Verkaufe auf den Markt. So

nährten sie sich redlich und wie brave Handwerksleute. Die junge Frau aber wurde immer trauriger und starb nicht lange nachher im Wochenbette. Den Tag nach ihrer Beerdigung fand man das Töpferhaus verschlossen — von Wilm war aber nirgendwo mehr eine Spur zu finden.

Wenige haben ihn bedauert, Alle aber, denen er Gutes gethan, ihm sein Schicksal gegönnt! — Das ist Alles, was ich von Wilm und seiner braunen Helene mit der weißen Kuh erfahren habe. —

Deine Geschichte, Alter! versetzte Johannes, ist ein neuer Beleg, daß das ganz gemeine Leben dem herrlichsten und heiligsten Gefühle gegenüber immer Recht behält. — Wie wird mir so eigen zu Sinn, wenn ich nun diesen kleinen, schönen Schädel aus Indien vor mir sehe. O du arme Seele des Heimwehs, du zarte, fremde Blume, mußte dich darum die Liebe aus dem heimatlichen Boden reißen, damit du wurzellos im fernen, trüben, harten Norden verkümmern und verwelken solltest?

Sie war eine Vallisneria — versetzte der

Doctor. Tief unten auf warmem Meeresgrund blüht die räthselhafte Blume auf, bis sie die Allgewalt der Liebe fühlt und sich von ihrer Wurzel losreißt, emporsteigt zur Oberfläche des Wassers in das neue Element der Luft, um zur röthlichen Blume, der Geliebten, zu schwimmen, sie zu lieben, und vergehend wiederum zu versinken.

Ungeheißen brachte der Wirth jetzt einen Korb alten Rheinwein, welchen er im Keller an einem heimlichen Fleckchen aufgespart hatte, herauf. —

Wie könnte ich aber diese Stunde genugsam schildern, welche hier die Freunde vereinigte zum höchsten menschlichen Geisterleben!

Es scheint, als wenn zu solcher Frist dann und wann der alliebende Gott Vater seine Lieblingskinder auf den Schoos hebe, an seine schlagende Weltbrust drücke, und das staunende Wesen auf das Pochen seines Herzens lauschen lasse! —

Der Doctor aber rief, indem er die Weingläser von neuem füllte: Ich sehe es mit meinem innern Auge, wie jetzt meine ganze Seele dunkelblau wird gleich dem Himmel in

einer warmen, klaren Augustusnacht, aus welchem Stern um Stern klingend hervorspringt! Das aber ist mir klar, daß ein Weinglas der beste Operngucker ist, durch welchen man das Schauspiel im O, das die Welt bedeutet, und Raum hat in unserem mit Haut überspannten kleinen Schädel, beobachten kann!

Nicht in dein egoistisches Schneckenhaus hinein! entgegnete Gotthold; strecke lieber deine geistigen Fühlhörner vor, denn es gibt einen gnädigen Regen.

Habt Erbarmen mit dem Sünder! versetzte Johannes; denn seht ihr nicht auch den pythischen Gott über seinem Haupte die Leier stimmen? —

So saßen mit tiefheiterem Gespräche die Freunde zusammen bis zum grauenden Morgen; da aber füllten sie noch einmal ihre Becher, tranken zum Andenken der Vallisneria Helena, und schieden voneinander.

Auf dem Heimgange über die Brühl'sche Terrasse nahm Bernhard den Arm Benedict's, indem er ihm sagte: Trifft sich das nicht recht eigen, daß ich der Sachwalter der schönen

Gräfin von Steinfelden bin! Da sie vor kurzem hier angekommen ist, so ist es leicht möglich, daß sie einen Maskenbesuch auf der Redoute gemacht hat. Ich habe für sie das alte Palais, welches ihrer Familie hier gehört, in Stand setzen lassen; in den nächsten Tagen kann sie es beziehen. Willst du heute vor Tisch mit mir das Palais ansehen, so hole ich dich gegen 11 Uhr ab. Benedict sagte zu und verabschiedete sich von Bernhard, welcher an das granatene Ohrgehänge seiner Fee und an den Schlaf dachte.

Der Sonntagvormittag mit seinen Glockentönen und Orgelklängen hegte wol noch die meisten unserer Freunde in ihren Betten, als Bernhard und Benedict schon wieder auf dem Wege nach dem alten Palais waren. Der junge Franzose Leclerc hatte sich ihnen angeschlossen.

Das Rococopalais.

Als sich die Freunde dem Gebäude näherten, deutete Leclerc darauf hin mit den Worten: Da sehen wir die ganze Perrückenzeit in Stein verwandelt! Man wähnt wirklich Reifröcke und Jesuiten an den Fenstern dort wie Schatten vorüberschweben zu sehen. Würde das Gebäude aufgeputzt, so wäre es in der neusten pariser Mode.

Mir macht es keinen heitern Eindruck, versetzte Benedict, besonders das schwerfällige Mansarddach, dessen untere Hälfte sich ein wenig wie ein Koffer herausbaucht, sodaß das Ganze wie ein Sarg auf einem barock verzierten Katafalk aussieht; es fehlt nur das Leichentuch darüber mit den silbernen Buchstaben: Heute mir, morgen dir!

Bei diesen Worten gelangten sie in den Hof, welcher vorn mit einem Gitterwerke und links und rechts von den beiden Flügeln des Palais, und in der Tiefe vom Hauptgebäude umschlossen war. Dieses trat in einem mächtigen Pavillon hervor, gekrönt von dem Wappen des Erbauers und zwei posauneblasenden Genien des Ruhms aus Sandstein. Ueber dem Haupteingange stand in großen vergoldeten Buchstaben: Mon plaisir. Vor den untern Zimmern befand sich eine Galerie von starken Pfeilern, durch deren Mitte zu dem darüber befindlichen Hauptgeschosse eine freie Treppe dergestalt emporging, daß eine Stufe nach der andern um eine Stufenbreite eingezogen war, während die Ausgangsthüren in das Erdgeschoß

vom Boden des Schloßhofes aus unmittelbar hineinführten; denn dort waren Küche, Kellerei, Speise- und Ausgebekammern und die übrigen Räumlichkeiten, in welche das dienende Leben mit der Bereitung der Genüsse und Bedürfnisse für das höhere Dasein in der Beletage vom Baumeister verwiesen war.

Das Gebäude war durchgängig von pirnaischen Sandsteine aufgeführt, die Flächen zwischen den Fenstern waren mit Pilastern geschmückt, von welchen steinerne Blumenguirlanden herunterhingen. Etwas verwitterte Faune und Satyre trugen paarweise die Brüstungen der Fenster. Bernhard stieg mit den beiden Andern die Stufen der Treppe zum Haupteingange hinan. Als Leclerc den großen messingenen Thürklopfer, welcher den Kopf einer Eumenide vorstellte, zum Pochen aufhob, sagte er lächelnd: So pochte die Eumenide der Revolution an die Rococozeit an, bis ihre Herrlichkeit in Trümmer stürzte.

Kaspar, der alte Kastellan, öffnete. Er hatte ein zartes, altes Gesichtchen, sein Haupthaar war von Alter und Puder schneeweiß.

Er trug es hinten zu einem Zöpfchen zusammengefaßt, welches unter dem Rockkragen stak. Man sah es ihm an, daß er sonst, wenn auch hinter dem Stuhle des gnädigen Herrn, viel feine Gesellschaft um sich gesehen hatte. Er hatte einen brauntuchenen Leibrock an, welcher sich vom Leibe aus nach hinten über die Kniekehlen hinunter verjüngte, eine weiße Köperweste und kurze, schwarzmanchesterne Beinkleider, welche die Strümpfe und Schnallenschuhe in das beste Licht stellten.

Mit dem gewinnenden Lächeln eines Hofmannes ließ er sie in das Vorhaus treten, indem er sich noch einmal besonders vor Bernhard verbeugte mit den Worten: Sie werden, hoffe ich, Alles in der besten Ordnung finden, die gnädige Gräfin kann nun jede Stunde ihren Einzug halten.

Sie scheinen, sprach Benedict zu dem Kastellan, so gut zu diesen Umgebungen zu passen, daß es mir leid thun sollte, wenn Sie hier nicht Ihre ganze Lebenszeit verlebt hätten.

Eure Gnaden, versetzte Kaspar, haben dies richtig bemerkt, denn ich bin hier geboren, er-

zogen, groß und alt geworden; der Herr war mit seinem Knechte! Sie traten jetzt in einen hellen, viereckigen Raum, in welchem sich nicht das Geringste befand, wollte man einen schwerfälligen Kamin nicht als Möbel und Zierrath zugleich gelten lassen.

Dies ist der Vorsaal vor dem Audienzzimmer, sagte Kaspar; es ist mit Absicht so ein wenig öde gehalten, damit die Personen, welche bei dem verstorbenen Grafen und Premierminister antichambrirten, ihre Gedanken nicht zerstreuen, sondern vielmehr sie sammeln konnten, denn wer sich nicht ennuirt, sagte mein hochseliger Herr Vater, der hat auch nie rechten Respect vor einer Standesperson; eine solche darf sich nicht mit andern impressions zusammenbringen lassen.

Und Ihr hochseliger Vater war? fragte Leclerc.

Nun Se. Excellenz, Graf Curt von Frauendorpf, verstorben ist, darf ich ihn wol auch meinen Vater nennen! versetzte Kaspar mit der ihm eigenen Würde, indem er mit der rechten Hand unter den Rockkragen fuhr und das mit

schwarzseidenem Bande umwickelte Zöpfchen wie einen Rattenschwanz hervorspringen ließ.

Sie sind also, fragte Benedict, ein natürlicher Sohn des ehemaligen Besitzers dieses Palais?

Und das einzige Kind? fragte Leclerc.

Wir waren ihrer acht! entgegnete Kaspar, mein übriges, natürliches Stiefgeschwister hat sich nach und nach anderwärts, zum Theil auch in der Erde untergebracht, hier bin ich allein noch übrig, um die alte, gute Zeit allmälig hinscheiden zu sehen.

Bei diesen Worten hatte Kaspar die Flügelthür zum Saale geöffnet. Dieser hatte neun Fenster, über einem jeden befand sich das Bild einer Muse mit ihrem Attribut, an den Wandräumen aber, welche die Fenster voneinander schieden, immer ein gemalter Riese, jeder in einer von dem andern verschiedenen Wendung des Leibes, wobei der Schicklichkeit hier und dort mit Feigenblättern nachgeholfen war. An der flachen Bogendecke des Saales zwischen den von einschneidenden Halbkreisen geängstigten Stuccaturquadraten flogen Genien mit den

Attributen der Gerechtigkeit, des Krieges und Friedens umher. In der Mitte des Saales stand an einem Tische ein mit rothem Plüsch beschlagener Armstuhl, dessen hohe vergoldete Lehne mit einer kleinen, gräflichen Krone geziert war.

Hier saß der hochselige Graf, erklärte Kaspar, bei Ertheilung der Audienzen. Ich hatte gewissermaßen bei ihm die Verrichtung eines Marschalls und ließ die Personen der Reihe nach, wie sie aufgeschrieben waren, herein zu ihm. Ich hätte manchmal für die armen Schlucker reden mögen, so sehr erschraken Viele vor seinem majestätischen Anblick. Er war ein großer, starker Herr, und hatte ein schönes, röthliches Gesicht mit großen, herrschenden Augen, welche er nach Belieben spielen lassen konnte; je nach Umständen vermochte er, sanft und schmachtend um sich zu blicken, aber auch im Zorn die Augen unter den zusammengezogenen Braunen rollen zu lassen. Alles war bei ihm Diplomatie.

Doch hier sehen Sie ihn selbst abgemalt in Lebensgröße in der Blüte seiner Jahre,

unterbrach sich Kaspar und führte sie in ein anderes Gemach, welches das Cabinet des Ministers war.

Den Eintretenden gegenüber im schweren Goldrahm hing das Portrait mit den unverkennbaren Zügen, welche die damalige vornehme Welt der französischen Bildung mehr oder minder gemeinsam hatte. Diese feisten, glatten, lügnerischen Gesichter mit den falschen, glänzenden Augen, den wollüstigen Vampyrlippen, diese feinen Manschettenhändchen, wer hat sie nicht irgendwo, wenigstens in guten Bildern gesehen, ohne ein herzüberschleichendes Misbehagen dabei zu empfinden?

Hier in diesem Krüpelstuhle, fuhr Kaspar fort, saß sein geheimer Secretair Schweinichen manche Stunde mit ihm zusammen, um die Steuerangelegenheit zu berathen, denn der Hof gebrauchte viel, und wir Standes halber nicht wenig.

Der gnädige Herr Graf selbst sagte wol in Vertraulichkeit zu mir, denn ich war sein Liebling von den Natürlichkeiten, wie er uns nannte: „Sieh Er, den Schweinichen gebrauche

ich, mir die Perlen aus dem Kothe herauszuwühlen, ich kann meine honetten Gedanken nicht daran wenden, den Schweiß der Armuth zu Geld zu machen; aber da man doch einmal Geld haben muß, so bedarf man solcher ungehangener Spitzbuben dazu, wie der Schweinichen einer ist.

Hier in der Garderobe, fuhr Kaspar fort und führte Beide in ein kleines Gemach, schlief ich; denn hier in dem anstoßenden Zimmer hatte der Herr Graf sein Bett, da ich ihm immer zur Hand sein mußte, wenn er mich in der Nacht rief.

Hier diese Tapetenthür führt eine geheime Treppe hinauf —

Kaspar konnte vor Husten nicht weiter sprechen, Leclerc ließ ihn jedoch nicht entschlüpfen und fragte: Darf man denn wissen, wohin?

Als der Herr Graf, fuhr Kaspar ausweichend fort, wegen eingetretenen Podagras nicht gut mehr die steile Geheimtreppe hinaufsteigen konnte, hat er aufrichtig die Sünden des Fleisches bereut, und in jener Zeit hat er alle seine

Diener, welche er, wie gesagt, seine Natürlichkeiten nannte, außer mir, anderwärts untergebracht; er konnte sie nicht mehr ansehen, so sehr kränkte ihn ihr Anblick. Nur ich ließ mich nicht fortschaffen, ich legte mich heulend wie ein armer Hund vor seine Füße und schrie: Ich will ja auch gar keinen Vater haben, wenn ich nur im Vaterhause bleiben darf! Nach einer langen Conferenz mit seinem Beichtvater, Seiner Hochwürden, dem Generalsuperintendenten, setzte er mich hier als Kastellan und in seinem Testamente mit dem Befehle ein, daß ich, so lange ich lebe, hier auch Kost und Wohnung haben solle.

Kaspar führte sie von hier aus in die Zimmer des anstoßenden Flügels und schnell von dem einen zum andern. Sie waren im besten Rococogeschmack möblirt und äußerst sauber gehalten. In einem dieser Zimmer blieb er auf einen Augenblick vor einem verhangenen Bilde stehen.

Dürfen wir es sehen? fragte Benedict.

Es ist, versetzte Kaspar, das Portrait der Schwester meines hochseligen Herrn, die Frau

Gräfin Aurora, vermählte von Steinfelden. Bei diesen Worten hatte er den Vorhang vor dem Bilde aufgezogen; es stellte eine junge Dame vor, welche liebreizend genug aussah.

Sie sehen hier, sagte Kaspar, eine der schönsten Damen, welche einst hier und am Hofe florirt haben. Sie kam immer drei Monate lang nach der Residenz und wohnte bei ihrem Bruder, dem Herrn Grafen, und ich war der Glückliche, welcher ihr immer zum Frühstücke die Chocolade überbringen mußte. Wie oft lächelte sie mir zu und sagte: Kaspar, Er ist ein hübscher Mensch!

Bei dieser Erzählung liefen ihm die Thränen stromweise über die Wangen. Man sah es ihm an, daß er gern geschwiegen hätte, aber sein Herz war zu voll von seinen Erinnerungen, als daß nicht einige davon über seine Zunge hätten laufen sollen, zumal jetzt Bernhard fragte: Lebte der Graf von Steinfelden auch am Hofe?

Von Jugend auf! versetzte Kaspar; er war erst Silberpage, dann funfzehn Jahre lang

Kammerjunker, dann Kammerherr und zuletzt Hofmarschall und Favorit des Allerhöchstseligen. Als solcher sorgte er für die Carriere seines Bruders, welcher noch lebt und General ist. Benedict verfärbte sich und knirschte heimlich mit den Zähnen. Als damals, fuhr Kaspar fort, mein Herr, der Graf, in der Gunst der allerhöchsten Herrschaft zu wanken begann, wußte Schweinichen eine Mariage zwischen der Gräfin Aurora und dem Hofmarschall zu vermitteln und Alles wieder zurecht zu bringen.

Der Hofmarschall war schon ein hoher Sechziger, als er sich mit der Gräfin Aurora vermählte; er war sonst ein guter Jäger. Jetzt hätte er gern einen Leibeserben gehabt, aber die Frau Hofmarschallin sollte ihn nicht eher mit Hoffnung erfreuen, bis sie das Bad in Aachen gebraucht hatte, wohin ich sie auf Befehl meines gnädigen Herrn Vaters begleitete, denn sie hatte mich dazu erbeten.

Und der Herr Hofmarschall, fragte Leclerc, wurde Vater? —

Vater eines Fräuleins, das sein einziges Kind blieb, der Gräfin Elisabeth von Stein-

felden, welcher nun dieses Palais aus der Erbschaft ihres Oheims angehört.

Sie kamen jetzt in den Riesensaal zurück, dort wurden sie von dem Director Mehlhose erwartet, welcher ihnen mit höflicher Verbeugung entgegenkam. Er war ein kurzer, wohlgenährter Mann von weichen Formen wie aus Butter gemacht, mit verschwimmenden, frommen Wasseraugen, wie man im Schweizerkäse findet. Er war in feines, glänzenddecatirtes Tuch gekleidet, nach der neuesten, jedoch sittsam gemilderten Mode. Die Brillantnadel, welche vor der Brust den weißen Hemdestreifen schmückte, hatte die Form eines Kreuzes. Er war der Director einer Erziehungsanstalt für Töchter aus den gebildeten Ständen und Vorsteher einer frommen Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Christenthum unter dem armen Volke zu fördern. Dabei war er ein fleißiger Mitarbeiter an der Evangelischen Kirchenzeitung. Als Wahrzeichen seiner guten Gesinnung trug er den kleinen rothen Adler im Knopfloche, welcher sich nach der Gesellschaft des Civilverdienstordens sehnte.

Nachdem er die Gesellschaft begrüßt hatte, wandte er sich besonders an den Geschäftsträger der Gräfin von Steinfelden, Freund Bernhard, mit den Worten:

Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie hier aufsuche; ich komme von Ihrem Hause, wo ich erfuhr, daß Sie hier zu treffen sind. Gestern habe ich Rücksprache mit der gnädigen Gräfin über die Benutzung der im Palais befindlichen Kapelle genommen, mit der Bitte: sie dem Dienste des Herrn wiederzugeben und uns und einigen Gläubigen zur Abhaltung von Betstunden zu überlassen. Da die Kapelle einen besondern Eingang hat und auf dem linken Flügel liegt, wo Niemand wohnt und gestört wird, so hat die gnädige Gräfin ihre Erlaubniß dazu gegeben und mich veranlaßt, Sie davon in Kenntniß zu setzen.

Die Eigenthümerin, versetzte Bernhard, kann darüber nach Belieben verfügen.

Der gute Kaspar, wendete sich Mehlhose zu diesem, ist wol so freundlich mir die Kapelle einmal zu zeigen? —

Der Herr segne Ihren Eingang, rief

Kaspar, und stärke Sie in Ihrem Vorhaben, die alte gläubige Zeit wiederherzustellen! Ich habe sie noch mit erlebt! Was war sonst für ein Respect in den Menschen vor der Geistlichkeit, dem Adel und der Obrigkeit! — Jetzt lacht man darüber! — Wenn ich es wieder erleben sollte, daß sich die Leute von Auszeichnung wieder puderten und Zöpfe trügen, wie ich das jederzeit gethan habe!

Tröste Er sich, guter Kaspar! versetzte Mehlhose, mit mir arbeiten viele Tausende auf dem Acker des Herrn! — Gott erleuchtet die Gewaltigen und neigt ihr Ohr, und große Dinge werden in der nächsten Zeit geschehen!

Das Alles sprach Mehlhose fast leise zu Kaspar, welcher mit ihm den Uebrigen voraus auf die Kapelle zuschritt.

Also auch eine Kapelle habt Ihr hier? fragte jetzt Benedict, an die Seite Kaspar's tretend.

Sie liegt im Pavillon nach dem Garten hinaus, versetzte Kaspar. Der hochselige Herr Graf hielt darauf, daß jeden Abend dem Hausgesinde darin aus dem Katechismo Luther's und der Bibel vorgelesen, auch Sonntags darin ge-

predigt wurde, „denn, sagte er einmal bei Tafel, eher kann ein Fürst ohne Perrücke Audienz geben, als die Religion bei dem Volke vernachlässigen;“ — nur durch sie hätte er die Phantasie des Volkes, welche außerdem doch nicht beherrscht werden könnte, im Zügel.

Wohl gesprochen! versetzte Mehlhose, denn wie die Erbsünde Teufels Antheil in jedem Menschen ist, so ist auch Jeder in Gefahr, in ihr dem Vater der Empörung und des Aufruhrs anheimzufallen. Ja, meine Herren, wer nicht die Lehre von der Erbsünde glaubt, der ist schon wegen seines Unglaubens ein Rebell!

Bei diesem Gespräche thaten sie einen Blick in die Kapelle, welche im üppigsten Rococogeschmacke verziert war, und wie der Altar mit allen seinen Schnörkeln mehr einer großen Alongenperrücke als einem Heiligthum, so war die ganze Kapelle mehr einem Concertsaale als einem Bethause ähnlich.

Es ist recht kalt! bemerkte Mehlhose.

Das ist, versetzte Benedict, eine Wahrheit, welche auch ich zähneklappend bekenne.

Dürfte ich, fragte Kaspar, der Gesellschaft

mit einer Tasse Chocolade in meinem beschei-
denen Stübchen aufwarten? Diese Einladung
wurde von Allen mit Vergnügen angenommen.

Während der höfliche Kastellan in der Küche
die Chocolade bereitete, leitete Benedict die
Unterhaltung auf die Bekehrung der Welt
zu dem Christenthume des achtzehnten Jahr-
hunderts. Ich sehe die Erfolge, sagte er un-
ter Anderem, und begreife nicht das Wunder,
welches sie bewirkt. Sie erinnern sich, Herr Di-
rector, daß wir unsere Bekanntschaft vor fünf
Jahren machten. Damals waren Sie, verzei-
hen Sie mir den Ausdruck, ein Weltkind, wie
man nur irgend eines finden mag, und plötz-
lich gehörten Sie zu den Frommen.

Die Bekehrung Sauli.

Es hält mich nichts ab, versetzte Mehlhose,
Ihnen mitzutheilen, wie aus dem Saulus ein
Paulus wurde. Wie Sie sagen: ich war frü-
her ein Kind dieser Welt, bis ich vor einigen
Jahren die Bekanntschaft eines der Auserwähl-

ten machte. Sie kennen ihn; es ist Karl von Wandelstern. Als ich vor einigen Jahren eines Abends bei einem Römer Wein einsam und mismüthig in einer Weinstube saß, trat er, getrieben vom Geiste Gottes, zu mir und sprach: Ich sehe es Ihnen an, verehrter Herr, es fehlt Ihnen ein Inhalt!

Ich verstehe Sie nicht! entgegnete ich.

Er faßte mich aber scharf in das Auge, während er mir ernstfreundlich die Hand bot, und fragte mit tiefinnerster Wehmuth: Fühlen Sie nicht zuweilen in Ihrem Herzen eine Oede, eine namenlose Leere, daß es Ihnen ist, als fehle Ihnen ein unersetzliches Gut? Wer gibt Ihnen diesen gräßlichen Scharfblick, Sie mir zur Zeit noch unbekannter, aber doch schon jetzt verehrter Freund? entgegnete ich.

Noch darf ich vor Ihnen meinen Namen nicht aussprechen, versetzte er, aber was Ihnen fehlt, das Ihnen zu nennen, drängt mich mein Geist. Er beugte sich jetzt zu mir nieder, faßte mich bei den Händen und sprach mit flüsternder, und doch entsetzlicher Stimme: der Glaube!

Mich traf dieses Wort wie ein Wetterstrahl,

welcher einen tiefen, unermeßlichen Abgrund erleuchtete.

Hier ist nicht der Ort dazu, fuhr er fort, mehr darüber zu sprechen. Zürnen Sie mir nicht, mein Lieber, daß Ihr edles Angesicht, welches der grundgütige Gott dazu geschaffen hat, die Schrift der heiligsten Gefühle darauf zu schreiben, mich zu Ihnen gezogen hat. Denken Sie über diesen Augenblick nach, und sollten Sie ein Bedürfniß fühlen, mit mir mehr über das Wort des Heils zu sprechen, so treffen Sie mich jeden Abend beim Sonnenuntergange auf der Brücke bei dem Crucifixe. Mit diesen Worten verließ er mich. Ich ging tiefsinnig in meine Clause und sperrte mich ein. Die ganze Nacht wandelte ich ruhelos umher und starrte in die Tiefe meiner Seele, wovon mir der Schleier weggezogen war. Die grauenvolle Leere des Abgrunds gähnte mir entgegen. Ja, er hat recht, rief ich einmal um das andere, es fehlt mir der Glaube!

An dieses Wort klammerte ich mich an, es war mir, als wenn daraus der Heiland mir

die rettende Hand bieten wollte. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, wo ich meinen seltsamen Freund am Crucifixe aufsuchen konnte. Selbst dieser Ort des Stelldicheins hatte für mich etwas Tröstliches. Die Nacht verging, der Tag brach an, langsam schlich die Sonne am Himmel herauf, endlich wurde es Mittag. Als ich mich nach Tisch in mein Zimmer zurückgezogen hatte, überfiel mich wie ein Geharnischter ein bleierner Schlaf, von welchem ich erst wieder erwachte, als die Sonne sich zum Untergange neigte. Auf so gnädige Weise hatte mir mein lieber Vater im Himmel die Stunden des Harrens abgekürzt. Ich eilte auf die Brücke. Schon von weitem sah ich den Boten des Herrn stehen, den er an mich gesandt hatte.

Als ich auf ihn zukam, trat er mir freundlich entgegen, zog mich bei Seite und sagte: Wie danke ich Ihnen, edler Mann, daß Sie gekommen sind! Sie beschämen mich unendlich. Mich machte diese Bescheidenheit verlegen, er fuhr aber fort: Ich sündhafter Mensch begann schon zu zweifeln, ob ich in dieser wüsten Zeit

ein offenes Ohr für das Wort des Herrn finden würde, und Sie kommen, um mir zu zeigen: wie kleinmüthig ich im Dienste meines Herrn und Meisters bin.

Nein! rief ich begeistert, zweifeln Sie wenigstens nicht an mir. Sie haben mir gestern genannt, was mir fehlt, aber sprechen Sie, wie erringe ich mir dieses heilige Gut, den Glauben?

Fühlen Sie nicht ein inbrünstiges Bedürfniß zum Gebete? fragte er mich mild und mahnend.

Ich erschrak bei dieser Frage, denn wirklich hatte ich seit Jahren nicht mein Herz zu Gott gewendet.

Lehren Sie mich, rief ich, ach, lehren Sie mich wieder beten! Erlauben Sie mir, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten; denn wir stehen hier auf der Brücke in schneidender Zugluft.

Des Menschen Sohn, entgegnete mein neuer Freund, hat nicht, wohin er sein Haupt lege; ich bin fremd auf dieser Erde und habe in dieser großen Stadt noch kein Obdach funden.

O, kommen Sie mit mir! entgegnete ich, ewig werde ich die Stunde preisen, in welcher Sie über meine Schwelle treten. Sie wissen vielleicht noch nicht, wer mit Ihnen spricht: ich bin Mehlhose, Director einer Erziehungsanstalt, welche von den Töchtern der vornehmsten Familien der Residenz besucht wird. Welche wunderbare Fügung Gottes, wenn Sie mit mir im Weinberge des Herrn arbeiten wollten!

Gott will es! entgegnete mein neuer Freund und Bruder, Gott will es! Mit diesem heiligen Ausrufe, welcher einst die Christenheit des Abendlandes zum Kreuzzuge nach Palästina begeistert hat, folge ich Ihnen.

Unter dieser Erzählung hatte Kaspar seinen Gästen die Chocolade gebracht. Mehlhose fand sie ganz delicat. Nach meiner Methode, bemerkte der bescheidene Kaspar, ließ sie auch immer die gnädige Gräfin Aurora zubereiten.

Nach dieser Unterbrechung fuhr Mehlhose in seiner Geschichte fort: Ich darf wol bekennen, daß mit dem von Wandelstern ein guter Geist in meine Anstalt gezogen war. Wir Alle, ich, meine Frau, meine Kinder, alle meine Fräulein

lernten ihn verehren und lieben. Der Ruf der echten Frömmigkeit, welcher sich wie im heiligen Scheine um mein Haus legte, vermehrte bald die Zöglinge um die Hälfte, und noch jetzt ist ihre Anzahl im Steigen. Auch bildete sich gar bald unter unserer Leitung der fromme Verein zur Verbreitung des wahren Christenthums im Volke, wir traten in Verkehr mit Berlin und Stuttgart, und der Herr segnete allstündlich unser Werk. Auch hat der grundgütige Herr meinem Bruder Wandelstern schon jetzt ein Zeichen besonderer Gnade gegeben, und ihm Herz und Hand einer meiner älteren Schülerinnen, eines verwaisten, aber mit irdischen Gütern reich bedachten Fräuleins, zugewendet. Er ist jetzt von unsern Brüdern nach Berlin berufen worden, um auch dort als Geheimer Rath an dem neuen Jerusalem zu arbeiten in der Eigenschaft eines Censors.

Die Kukukuhr, welche jetzt die Stunde schlug, unterbrach den mittheilsamen Mehlhose. Die Glocke ruft mich, bemerkte er zu Seiner Excellenz, dem Minister des Cultus, wo ich die Ehre habe, über die von den Ständen

beantragte Preßfreiheit meine Stimme abgeben zu dürfen; die Welt ist von Grund aus verderbt, sie weiß nicht, was sie will! Der Herr sei mit Ihnen!

Mit diesen Worten eilte er hinweg, auch Bernhard nahm mit Benedict und Leclerc Abschied vom Kastellan, welcher, allein zurückgeblieben, die Drehorgel zurechtstellte, um seinem Dompfaffen, welcher im Käfige am Fenster hing, den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" einzustudiren.

Als sich unsere Freunde wieder auf der Straße befanden, sagte Bernhard zu seinen Begleitern: So sind wir nicht nur wieder auf dem Wege zur Zeit Ludwig's XV., sondern auch schon mitten darin. Noch vor kurzem sangen die Lerchen von dem Anbruche des Frühlings, aber über Nacht fiel wieder der weiße Puderfrost auf Feld und Wald, und die ganze Welt ist in eine gottselige Pompadour verwandelt.

Laß dich davon nicht irren, versetzte Benedict, solche späte Nachtfröste bedeuten einen heißen Sommer. Gerade dann, wenn die ganze Natur sich in Fäulniß aufzulösen scheint, be-

reitet sie sich zum Frühling vor. Solche Menschen wie Mehlhose sind dazu da, die alte Glaubensform in ihren Verzerrungen zur Scheinheiligkeit widrig zu machen und die neue Idee zur That aufzureizen; selbst die Jesuiten, welche jetzt in Trier den ungenähten Rock aushängen, werden in seiner Tasche den Grundriß zur freien, deutschen Kirche finden. Auf Wiedersehen am Casinoabende!

Vor einigen Tagen war das neueste Werk des Malers Lessing: „Huß vor dem geistlichen Gericht in Konstanz", zur Ausstellung angekommen. Das schaulustige Publicum war besonders davon angeregt worden. Ueber den Werth des Kunstwerks war man einverstanden, nur konnte man sich nicht über die Richtung der neueren Schule und ihre Bedeutung vereinigen. Als Erdmann die Behauptung aufstellte: daß erst jetzt die Malerei ihre Aufgabe erkennen lerne und wir einer Zukunft entgegengingen, wo wir erst eine wahre deutsche Kunst erhalten würden, fand er gar bald einen gro-

ßen Anhang, welcher im lauten Tumulte ihm seine Zustimmung gab.

Ich bitte den Abt, rief dazwischen Benedict, mir zu zwei Worten Ruhe zu verschaffen. Die lautschallende Glocke in der Hand des Angerufenen stellte sie sogleich her.

Sind wir Deutschen, nahm Benedict das Wort, nicht wenigstens in der Kunst und Poesie wie die Juden und schreien nach dem Heilande, während wir ihn schon längst an das Kreuz geschlagen haben? Das kommt daher, weil alle unsere Ideale noch außerweltlich sind, wie die Religion so unsere Nationalität mit allen ihren Organen, durch welche sie sich verwirklichen müßte; so leben wir in einem fortwährenden Traume, welchen wir die große Zukunft des deutschen Volkes nennen, dort schwimmt unsere Flotte, dort weht unser Reichspanier, dort werden auch die Heilande der Philosophie, Poesie und jeder Kunst geboren werden — die Gegenwart aber, welche wir mit Thaten ausfüllen sollten, um sie lebendig zu machen, benutzen wir zum Verträumen. Doch hier steht die Malerei der Gegenwart in Frage!

Die Malerei wird immer dieselben Anfänge und Ausgänge wie die Poesie haben. Sie wird zuerst mythisch dem Stoffe und episch der Ausführung nach im Dienste des Staats und der Kirche sein. Diese Aufgabe hat sie in München vollendet, ihren feinsten, mythologischen Ausdruck hat sie dort vielleicht in Kaulbach gefunden. Beginnt der Stoff sich zu vergeistigen, sodaß der Maler ihn verwenden kann zum Ausdrucke seiner bestimmten Gemüthsstimmung, so wird die Malerei lyrisch, wie sie es in Düsseldorf geworden ist und sich in den meisten der dort gebildeten Künstler ausspricht. Hat endlich die Kunst die Fertigkeit gewonnen, individuelle Seelenzustände darzustellen, so treibt die Zeit, welche ihr Gemüthsleben in der Kunst dargestellt wissen will, den Künstler aus sich heraus und zur Darstellung ihrer innersten Schmerzen und Wonnen in den Parallelen ähnlicher, geschichtlicher Zustände und Personen; sie ist dramatisch geworden, vor Allen in dem Maler Lessing. Sein Hussitenprediger und Huß in Konstanz sind solche Spiegelbilder der gegenwärtigen innern Geschichte, die in Thaten

äußerlich zu werden sucht. Ich könnte nachweisen, wie die moderne Tragödie und Lessing's Werke nur verschiedene Strahlen einer und derselben Sonne sind. Es haben daher die deutsche Malerei und Poesie gerade in unseren Tagen ihre höchste Spitze erreicht. Die Ideen, welche jetzt noch Ideale der Kunst sind, werden gar bald in die thatsächliche Wirklichkeit hineinsinken. Während noch Rafael in Rom malte, brach schon die Reformation, und kurz nach Shakspeare in England die Revolution herein. In solchen Zeiten wird die Kunst real; der Roman und die Genremalerei machen sich breit. Haben wir Deutsche eine Zukunft, so wird sie von Genies der Thatsachen, nicht aber von Genien der Kunst und Poesie erfüllt werden. Da habt ihr euern Heilandsglauben!

Johannes nahm das Wort:

Unser Freund Benedict hat uns wol zu belehren gesucht, daß wir ein Recht haben könnten, uns über die Kunstwerke der Gegenwart zu freuen, aber nicht sowol unser Traumleben in die Zukunft hinaus, es hindert die Meisten an der Anerkennung unserer Zeitgenossen viel=

mehr das scheußlichste aller Laster, der Neid. Dieser entsteht aus dem schlechten Bewußtsein, selbst nichts Schönes aus der eigenen häßlichen Seele hervorbringen zu können. Kaum daß das Publicum ein Werk, sei es im Theater oder auf einer Ausstellung, mit Beifall begrüßt hat, so heulen alle Hunde, als hörten sie Musik.

Die enthusiastischen Anhänger Erdmann's schwiegen still, dieser selbst machte einen glücklichen Zurückzug, indem er eine Mappe herbeiholte und die Lithographie, welche der münchener Kunstverein seinen Mitgliedern zugesendet hatte, zur Ansicht herumgab. Auf dem Blatte war eine Scene aus der Ballade „Der Fischer" von Goethe dargestellt.

Da habt ihr, rief Benedict, ein doppelt lyrisches Bild, welches eine Ballade in ihrem eigenen Tone wiedergibt.

Als Johannes einen Blick darauf geworfen hatte, sagte er mit freudigem Erstaunen: Und was noch mehr ist, es enthält die zu einem Bilde abgekürzte Lebensgeschichte des Malers und einen Arabeskenzug aus der meinigen!

Dieser Abend, rief der Abt, scheint interessant zu werden, ich fordere dich im Namen des Convents auf, uns die Erklärung des Bildes aus dem Leben des Künstlers zu geben, so weit es dir gestattet ist.

Johannes begann:

Das Ondinenbild.

Wer noch nicht den alten plattdeutschen Reinecke Fuchs in antikem Versmaße gelesen hat, der lasse sich schnell Goethe's Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand, den vierzigsten Band, unter des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830, aus der Bibliothek holen; — und wer deutsches gemüthliches Philisterleben in das Griechische übersetzt sehen will, der mache sich auf den Weg nach München! Allda ist auch eine vergnügliche Schenke, die heißt: Der Finke! Dorthin wallfahrten gegen Abend die jungen Maler, welche in der neuen Residenz

arbeiten, und wieder andere, die dort arbeiten möchten.

Vor einigen Jahren saß dort in der Vesperzeit ein junger Mann mit einem sonderbaren asiatischen Gesichte, das ungemein polizeiwidrig aussah.

Bei dem andern Krügel Bier, das er trank, war er schon mit den frömmsten Historienmalern der Gesellschaft in ein tiefes Gespräch verwickelt. Ich begreife nunmehr, sprach er unter Anderem, indem er mit dem Deckel des Krügels klopfte, wie hier der wahre Tiefsinn, der unendliche Mysticismus der Wissenschaft und Kunst gedeihen muß. O, wie verständlich werden mir nunmehr Schelling und Cornelius! Diese schwermüthige Durchgeistung allen Daseins, welches man außer München gar nicht begreifen, kaum ahnen kann, kommt Einem hier von selbst wie Rheuma und Schnupfen! Ist denn nicht der Mensch ein Kind der Natur, die ihn fortwährend von neuem producirt, indem sie in ihm erst Leib und Seele gewinnt und dadurch zum Bewußtsein gelangt? Ist nicht der hauptsächlichste Weg dazu, daß sie sich von

ihm in Fleisch, Gemüse und Obst, in Kaffee, Wein und Bier verzehren läßt? Heda, ihr braven Jünglinge! sagt selbst: in welchem Nahrungsstoffe kann die Natur in höherer Vollkommenheit vorhanden sein als im flüssigen Brot — im Bier? — In ihm ist Leib und Geist so eng verschwistert, daß jedes Krüglein davon die ganze Menschheit, ja die Welt vorstellt; es ist der wahre Mikrokosmus!

Wie anders würde der deutsche, insbesondere der baiersche Volkscharakter und danach die Menschheit sich gebildet haben ohne diese Beihülfe? „Joseph! Klipp! Klapp!" Daher sind wir Deutschen auch das wahre Normalvolk, wovon der baiersche Volksstamm eben deshalb, weil er die Gesammtcultur in das Brauhaus gedrängt hat, die Quintessenz ist. Mit prophetischem Geiste hat davon schon Schiller gesungen:

D'rum sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft!

„Joseph! Klipp! Klapp!"

Ihr aber, ihr Jünger der Kunst, wie könnt ihr je glauben, daß ohne den starken Dämon

des Bieres der große Meister Cornelius je vermocht hätte, die große Märchengeisterwelt, insbesondere auch die starken alten Recken, die Trinker des unendlichen Walhallabieres in ihren ehemaligen Menschengestalten herauf zu beschwören?

Die jungen Maler machten wehmüthige Madonnengesichter, falteten die Hände über die Bierkrüge wie über heilige Gnadenmittel, und hörten dem Evangelium, das ihnen eben gepredigt wurde, andächtig zu.

Jener fuhr aber fort: Ich wage überhaupt die Weltgeschichte abzutheilen in die Zeit des Weines oder die griechische und römische — oder classische Zeit; und in die des Bieres, oder in die germanische oder romantische Zeit! Die erstere war die republikanische, wo Helden, Dichter und Redner; die letztere, wo Ritter und Mönche gediehen.

O, ihr sanftmüthigen Freunde, laßt uns streiten mit aller Macht gegen die neueste Zeit, welche mit Dampfschiffen und mit Dampfwagen auf Eisenbahnen heransaust — unser Panier sei der Münnich in München über dem

Stadtthore! — Nieder mit Dampf und Eisen! Nieder mit den aufgeklärten Gaslampen!

Pereat! schrieen die Kunstjünger.

Allemal! entgegnete der Philosoph.

Diesem aber klopfte eine lange hagere Figur mit magerer Hand auf die Schulter und sagte: Du fröhliches Lästermaul! bist du hier? — Johannes, bist du es denn wirklich?

Dieser umspannte die dargebotene Hand des Freundes und entgegnete: Heinrich! ich grüße dich mit ganzer Seele! So viele Jahre liegen zwischen Heute und der Nacht, wo ich von dir Abschied nahm; und doch ist es mir, als wäre nur ein langer Tag vorüber, und der Abend wäre da, wo auf mich herein das bleiche Mondgesicht, das bekannte, alte, trauliche Licht wieder scheint.

Ueber Heinrich's Gesicht flog ein Lächeln, wie ein flüchtiger Sonnenstrahl, der aus den Nebeln über die herbstliche Erde gleitet. Eine undurchdringliche süße Rauchwolke verhüllte jetzt beide Freunde. Als sich der Nebel nach Mitternacht verzog, sah man Beide mit aufgestemm-

ten Armen voreinander sitzen und sich gegenseitig ansehen.

Aber sag' an, theuere Seele, begann jetzt Heinrich zu fragen, was führt dich hierher nach München? Schon längst glaubte ich dich versorgt und aufgehoben mitten unter Acten und begraben in den Armen eines Weibes! Hast du noch keine Lust, ordentlich zu werden?

Jenes Glück ist nicht für mich! versetzte Johannes; seitdem ich meine Muse gesehen und ihre Stimme gehört habe, muß ich wie ein Leibeigener dahin gehen, wohin sie mich schickt. So triffst du mich im Dienste meiner strengen Dame hier in München!

Da in meinem Reisebündel habe ich mein großes Heldengedicht. Ich will nichts davon sagen; wenn aber Diamanten nur die versteinerten Thränen des Erdgeistes sind, so sind diese Verse geronnene Blutstropfen aus meinem Herzen. Es ist ein Kranz von Rubinen, für den ich jetzt eine Bildsäule, einen Altar oder einen Nagel suche, ihn hinanzuhängen; oder soll ich ihn auf die Straße werfen? Ich will dieses Gedicht dem königlichen Dichter weihen.

Das ist recht schön und gut! entgegnete Heinrich; aber vor allen Dingen ist Mitternacht vorbei, wo die Geister wieder zur Ruhe eingehen. Gib mir deinen Reisesack und komme mit mir, wenn du mit einem armen Historienmaler Dach und Fach theilen willst.

Ohne weitere Worte zog nunmehr Heinrich seinen Freund mit sich fort und in seine Wohnung. Dort wurde die Staffelei, auf welcher ein großes, verhangenes Bild stand, behutsam an die Wand gerückt, Bette und Mäntel in die Stube geworfen, und bald lagen die beiden Freunde auf dem harten Lager zusammen und plauderten so lange, bis der sanfteste Schlaf auf ihre Augen seine Sammethände legte.

Glücklicher Mann, der Umgang hat mit zwei Unsterblichen — der Armuth und der Kunst! Nicht in Palästen, aber in niederen Hütten werden die Götter geboren! Mitten in der Wildniß springen die Quellen aus der Erde, die Mütter der Ströme, die Ernährerin-

nen der Meere, werden erzeugt die Stürme und welterschütternden Gedanken!

In der Wohnung des Malers aber hielt die Armuth ihr Hoflager. Hätten in seiner Stube nicht barmherzige Spinnen versucht die Fenster zu verhängen, nicht der mitleidige Staub die drei Rohrstühle und die unverschließbare Commode mit weichen Teppichen überworfen gehabt, so wäre gar wenig von Luxus zu bemerken gewesen.

In diese Armseligkeit hinein war dennoch die Poesie der Linien und der Farben, Rafael's Idea, hereingetreten. Ich rede von jenem Bilde auf der Staffelei, welche Heinrich schon bei Tagesanbruch zum Aerger des schlaftrunkenen Freundes hin und her gerückt hatte, bis das Bild endlich in das beste Licht, und wenn Johannes vom Lager endlich emporsah, auch zugleich ebenso vor seine Augen hingerückt war. Es war schon heller Tag geworden, und Heinrich machte einen so höllischen Lärm mit den Kaffeetassen, bis endlich Johannes die faulen Augen aufthat.

Da stand das Bild vor ihm. Er fuhr in

die Höhe, rieb sich über Stirn und Augen, als wollte er alle Nachtträume verscheuchen, er blickte wieder hin, aber immer mächtiger trat das Bild in seine innerste Seele. Unverkennbar war darinnen der Fischer von Goethe dargestellt, wie ihn eben das Meerweib hinunterlockt in die Flut:

Halb zog sie ihn, halb sank er hin —

Dieses Bild ist vielleicht hier und da einem Leser dieser Geschichte vor die Augen gekommen. Da ist nicht ängstlich dem Dichter nachgebetet; der Maler hat mit Linien und Farben die göttliche Ballade noch einmal und ganz eigen gedichtet.

Der Fischer, mehr Knabe als Jüngling, sitzt am Fuße des Felsens am Meere. In der schwülen Gewitterluft, welche über ihn hindüstert, hat er den weiten Mantel von der Schulter zurück und dessen Ende über den Schoos geworfen gehabt. So mochte er lange gesessen haben, bis es endlich auch siroccodunkel in seiner Seele geworden war; — da hörte er auf einmal seltsame Zitherklänge und Liedesworte aus der Ferne herkommen, und endlich

eine schöne Ondine mit durchsichtigen Nebelschleiern auf dem Meere herüberschwimmen. Sie ist schon in der Nähe des Ufers, da wirft sie Schleier und Lyra zurück, eine weitausgreifende brandende Woge hebt ihre glänzende Gestalt hoch in die Höhe und dem erschrockenen Jünglinge zwischen die kräftigen Knie hinauf. Schon hatte er den einen Fuß zur Flucht und widerstrebend den linken Arm zurückgehoben, denn dieser ist dem Herzen am nächsten, wo noch einige fromme Bibelsprüche aus der Schule her verweilen mögen; aber da streckt sich der weiße Ondinenarm so sehnsüchtig aus, ihre rechte Hand faßt plötzlich die linke des Jünglings, vor dem weichen Drucke ihres Daumens auf den Goldfinger sinkt sie wie gelähmt am Felsen herab; — so ist sein Widerstand — auf dieser Seite — aber wie vielmehr ist er auf der andern Seite bewältigt. Unter seinem rechten Arm hinauf hat die Sirene ihren Arm emporgehoben, ihre Hand unter sein dunkles Hauptthaar auf den Nacken hereingeschoben, indem sie da mit dem gekrümmten Zeigefinger fest eindrückt. Wie könnte der

Jüngling aus dieser Schlinge sich retten! Hat er noch Blut und Leben, so ist er verloren! — Da sie emporschaut, so hat sie das mit Wasserblumen und Blättern bekränzte Köpfchen, dessen blonde Locken unter dem Kranze hervor wie Feuerzungen nach Luft lechzen, ganz zurückgebogen; das Gesicht des Jünglings wird von dem Zauberblicke, der jetzt in seine Augen zuckt, tief herabgesenkt. Mir scheint es, als blühe um seinen Mund die erste Sünde auf. Welches glühende Schmachten liegt nicht in dem emporschauenden Antlitz des Wasserweibes von der Muskel des Auges über die tiefeinsetzende Nase vor bis zu der gefüllten aufklaffenden Centifolie des Mundes, um das ganze runde Apfelkinn herum und nun am weichen Halse hinab, der wie ein zarter Stiel das betäubende Blumengesicht zu dem Jünglinge emporträgt! Wer möchte sich wundern, daß der junge Fischer mit trunkenem Haupte in diesen Liebeszauber und in die Wogen hinuntersinkt?

Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr geseh'n!

Dieses Bild hat aber eine so große Bedeutung, weil es fürwahr die Etiquette der ganzen neuen, an die Wollust verlorenen Zeit ist. Der unheimliche Berg ist wieder aufgethan, und Frau Venus jagt mit ihren schönen Teufelinnen über Berg und Thal. In der Hand trägt sie das elfenbeinerne Horn; todessüße Klänge ziehen wie Schwäne durch die Luft; darüber vergißt die jubelnde Tannhäuser-Jugend Vater und Mutter, Himmel und Erde, Vaterland und Freunde, und jauchzt ihr hinterdrein dahin in die lachende Verzweiflung, wo der Tod oder pfäffische Heuchelei im Bußgewande die Arme ihr entgegenbreitet.

Johannes sagte nach langer Zeit, während er das Bild unverwandt angeschaut hatte, wie für sich: Armer Junge, fahr' wohl!

Du magst dieses Bild angucken wie du willst, du wirst aber doch nicht herausfinden, daß es nur eine Signatur auf dem Leinwandsacke ist, worinnen meine verderbte, verdorbene

und gestorbene Jugend steckt. Johannes, da ist eine Tasse Kaffee, laß ihn nicht kalt werden!

Stelle lieber deinen blechernen Topf in Ruhe, erwiderte Johannes, und erkläre mir das Bild von Grund aus, ich meine mit deinem ganzen Leben!

Ach, denke nicht etwa an eine besonders reizende Geschichte, versetzte Heinrich; mein Leben ist ebenso eine unscheinbare Zwiebel wie tausend andere; nur mit dem Unterschiede, daß ich daraus hervor eine Lilienblüte gelockt habe — ich meine das alberne Bild hier!

Du kannst mir glauben, daß Armuth und ein wildes Herz zwei unglückliche Gespielen der Jugend sind. Ich habe beide mein Leben lang noch nicht verarbeiten können. Ein Hirsch, von zwei tollen Hunden gehetzt, ist nicht schlimmer daran als ich.

So weit ich zurückdenken kann — bis in den äußersten Nebelpunkt meiner Knabenzeit hinaus, finde ich nur ein blasses abgemagertes Weib und einen Knaben, welche, nothdürftig in Lumpen gehüllt, mit umgehangenen Leinwandsäckchen durch das Land der Dithmarschen

von Gehöfte zu Gehöfte betteln gehen und sich gar sehr vor den Hofhunden fürchten.

Von einer einzigen Nacht an beginnt die Zeitrechnung meines Bewußtseins. Meine arme Mutter, erschöpft und krank, hatte sich und mich nach Hamburg hineingeschleppt. Ich selber weinte vor Hunger, Müdigkeit und auch vor Schmerz, welchen ich an den aufgesprungenen Füßen hatte. Ueberdies war es im Spätherbste und der Abend kalt und stürmisch, dunkel und wild wie unser Schicksal. Meine Mutter führte mich lange durch die Straßen, die ihr sehr bekannt schienen, bis wir endlich an ein freundliches Haus gelangten.

Dort kniete sie unbemerkt nieder und betete eine ziemliche Weile. Wie sie aufstand, sagte sie: Hier, mein Kind, finden wir vielleicht Obdach, Brot und Heimat! Heinrich, ich habe gebetet, daß Gott das Herz des Mannes, der in diesem Hause wohnt, zur Milde bewege! Ich kann ja doch nicht weiter! Dich will ich nicht gleich mit hineinnehmen. Indessen ich hineingehe, warte ein Weilchen und bete auch du, daß uns Gott erhöre! Mit diesen Worten fal-

tete sie meine erstarrten Hände zum Gebet zusammen und ging sodann in das Haus hinein.

Sie war eine ziemliche Weile darinnen; endlich hörte ich ihre Stimme unter lautem Schluchzen und herzzerschneidend wie die eines Menschen, der in Todesangst um sein Leben bittet. Da fing ich an, das Vaterunser zu beten, und kam nicht über die Worte hinaus: „unser täglich Brot gib uns heute!“ die übrigen Bitten hatte ich ganz vergessen. Als ich nun sann, wie das Gebet weiter ging und mir endlich beifiel: „und vergib uns unsere Schuld!“ da wurde die Hausthür aufgerissen, händeringend stürzte meine Mutter heraus, hinter ihr drein flog die Thüre gellend wieder in das Schloß und schwere Riegel rasselten inwendig darüber hin.

Um mich schlang meine Mutter ihre zitternden Arme, ihre Schürze um meine nackten Füße, und drückte sich nun mit mir lautlos seitwärts der Hausthürstufen in den Winkel. Ueber mich kam eine solche Angst, daß ich nicht ein Glied rühren konnte. Meine Mutter sprach auch kein Wort, ihre Thränen aber tropften

in Einem fort auf mein Gesicht. Da vergingen mir immer mehr die Sinne, und ein ohnmächtiger Schlaf drückte meinen Kopf an die Brust meiner Mutter.

Ich fing endlich an zu träumen, aber so schrecklich, so qualvoll, daß es sich nicht ermessen läßt. In meine warme Brust hinein griff eine Hand von Eis, und eine Stimme seufzte: Laß mich nur ein bischen wärmen; ich muß ja so erfrieren! Da ward es auch in meiner Brust kalt und immer kälter; nur mitten drinnen im Herzen zuckte noch ein unauslöschbares Fünkchen. Wie aber die Eishand auch da hineingreifen wollte, so war es mir, als müsse mir die Brust zerspringen.

In diesem Augenblicke wachte ich auf. Auf meiner Brust lag die kalte Hand. Ich griff wie in der Verzweifelung danach; es war die Hand meiner Mutter. Ich fuhr ihr in das Gesicht, ich fühlte nach ihrem Herzen — Alles kalt und still! Ich rüttelte sie, gab ihr die besten Namen; sie hörte nicht! Wahnsinnig biß ich ihr in die Schulter; sie rührte sich nicht! Wie ein wildes Thier fing ich jetzt zu

brüllen an; aber der Sturmwind, der die dunkeln Wolken über die Häuser jagte, brüllte noch mehr. Endlich gerieth ich in eine grenzenlose Wuth. Ich faßte den Stein, der unter meinem Haupte gelegen hatte, mit beiden Händen, und warf ihn gegen das Haus, wo uns das Obdach versagt worden war. Er schlug gegen ein Fensterkreuz so gewaltig, daß alle Glastafeln wie ein Wehschrei hineinsprangen.

Da wurde Lärm im Hause. Ich schaffte meine todte Mutter hinauf zur Thüre und stellte sie aufrecht. Die Thüre ging auf, ein Mann, welcher in der einen Hand einen Säbel, in der andern ein Licht trug, trat hervor. Wie er aber meine todte Mutter erblickte und ich ihn anschrie: Eine Leiche bittet um Einlaß! taumelte er stöhnend zurück.

Was weiter vorging in dieser Nacht, weiß ich nicht; denn jetzt nach dieser entsetzlichen Ueberreizung meines Wesens trat eine Mattigkeit ein, die mir alle Gedanken raubte. Ich weiß auch nicht, was mit mir vorgenommen wurde.

Ich erinnere mich nur, daß ich bei zurückgekehrtem Bewußtsein in einem schönen, warmen, weichen Bettchen lag, und ein liebliches Engelköpfchen mit blauen Himmelaugen und reichem blonden Haare, das einfach über der Stirne gescheitelt war, auf mich herunterblickte, und ein warmes Händchen sich auf meine Stirn legte. Verwundert sah ich lange empor in das klare Angesicht des Mädchens, bis es mich endlich fragte: Ist dir nun wieder besser? Ich sagte es ja gleich, daß du nicht sterben würdest wie deine Mutter, die wir vor drei Wochen haben begraben lassen.

Wo bin ich? rief ich aus.

Sei nur ruhig! entgegnete das Mädchen; ich höre den Vater kommen, der möchte sonst zanken!

In diesem Augenblicke trat auch ein hoher stattlicher Mann in das Zimmer mit der Frage: Elsbeth! wie steht's mit dem Jungen?

O, Vater! Vater! rief das Mädchen, er macht wieder muntere Augen.

So scher' dich hinab in deine Küche! entgegnete dieser, und setzte sich auf die Bett-

pfoste. Ich sah ihn lange an, und er mich wieder, bis er endlich sagte: Hast du noch keinen Menschen gesehen, Junge? Du bist ein schöner Flegel, wirfst mir die Fenster ein! Nun, erschrick nur nicht; sie sind wieder gemacht! Es soll dir auch nicht nachgetragen werden, weil ich meine Ursache dazu habe. Wenn du einen Beefsteak vertragen kannst, so soll dir Elsbeth zwei oder drei Stücke heraufbringen. Ich will schon deinen Doctor machen, daß du wieder auf die Beine kommst! Wenn du aus dem Bette herauswillst, so hängt da gleich an der Wand ein bischen Zeug zum Anziehen. Ich wußte nicht, wie mir geschah; ich stammelte so Etwas von Dank und Gotteslohn, und andere Bettlerredensarten, welche mir eben beifielen. Er unterbrach mich: Es soll mir lieb sein, wenn du kein gar so böser Betelbube bist, als ich mir eigentlich gedacht habe. Du siehst sonst auch nicht übel aus, hat aber der Patron da noch ein paar Gaunereien Hinter den Ohren; — nun — so weiß ich auch Rath. Bei diesen Worten lachte er selbstvergnügt und wies mir dabei ein paar Reihen

unverwüstlicher Zähne, indem er eine ganz besondere Bewegung mit der Hand machte, die ich später erst recht verstehen lernte.

Meine Jugend bedurfte nur kurze Zeit, um sich wieder zu erholen. So lange ich noch das Bett hüten mußte, kam die kleine Elsbeth von Stunde zu Stunde zu mir, denn wir waren Beide noch Kinder und plauderten wie die Kinder. Obschon ich immer nach meiner Mutter und den Verhältnissen forschte, in welchen sie vielleicht zu Elsbeth's Vater gestanden haben mochte, so konnte ich doch weder von ihr noch auch von sonst Jemand etwas erfahren. Doch hatte ich von der kleinen Bethe bald herausgebracht, daß ihr Vater Schiffsbaumeister, und sie sein einziges Kind wäre.

An einem Sonntage verließ ich genesen, angethan mit frischer Wäsche und getragenen aber noch hübschen Kleidern, das Gemach. Von dieser Zeit an begann ich erst zu leben. Ich war wie ein Kind im Hause und wuchs mit der lieben Elsbeth heran wie ein Bruder mit seiner Schwester. Ich wurde in die Schule geschickt, lernte darinnen so viel ich konnte,

und wurde später von meinem Pflegevater zu einem Maurer, welcher sich mit Stubenausweißen hauptsächlich abgab, in die Lehre, nicht aber aus dem Hause gethan, in welchem ich aufgenommen worden war.

Man hat ein rechtes Elend mit dir! sagte öfters der Schiffsbaumeister, daß du so ein schwächlicher Kerl bist. Ich hoffte dich auf der Werft gebrauchen zu können; nun bist du eine Stubenfliege! Ich jedoch hatte mit meinem alten Maurer eine viel größere Noth; war er doch ärgerlich wie ein schnupfiger Mops, Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein! Es gibt Leute, die man prügeln möchte, wenn man sie nur ansieht. Zu diesen gehörte mein Lehrmeister.

Als ich sechszehn Jahre alt wurde, war ich auch ein sehr tüchtiger Wandanstreicher — husch! rusch! von einer Ecke in die andere, daß die Kalksuppe meilenweit sprützte. Ich kennte aber auch accurate Linien mit dem kleinen Pinsel ziehen, schwarze, rothe, gelbe, je nach Geschmack und Belieben; aber wollte ein Liebhaber grüne Natur in die Stube — Wein=

laub aus freier Hand —, so war ich der Meister; denn grünes Laub war mein Element.

Eine Schwalbe jedoch war an all meinem Unglücke schuld. Diese hatte ein Nest unter dem Fenster meiner lieben Elsbeth. Ich sah manche Stunde ihr zu, wie sie ein- und ausflog, unermüdlich im Hin- und Herschießen, an der Dachrinne hin, über des Nachbars Schornstein, dreimal um den Thurm herum und gleich wieder da bei den Jungen mit einem ganzen Schnabel voll Fliegen und Mücken! Dieses flatterhafte Thier kam mir gar nicht mehr aus den Gedanken; selbst beim Anstreichen in der dunkelsten Hausflur dachte ich an die Schwalbe.

In dieser Zeit fiel es einem alten Franzosen, der in Hamburg eine Bijouteriehandlung hatte, beim Ausweißen seiner Arbeitsstube ein, Weinlaub von mir malen zu lassen, denn in diesem Artikel war ich, wie schon gesagt, berühmt geworden.

Nachdem Alles recht weiß abgetüncht war, ging ich mit meinen Farbefässern und Pinseln an die Frescomalerei. Ich war eben bei dem

Kranze, den ich in der Mitte der Stubendecke zu machen hatte, als mir die verwünschte Schwalbe einfiel. Ehe der Papst dreimal vobiscum sagt, hatte ich mit Rußschwärze und Bolus das Dingelchen mit dem doppelten Spießschwanze und dem rothen Unterkehlchen so munter in die Mitte hineingemalt, daß ich vor Freude außer mir war. Es war ja das erste lebendige Wesen, das ich gemalt hatte und seinem Original ähnlich!

Ich hüpfte recht albern in der Stube herum und schlug mit den flachen Händen vor Freuden über mein Meisterwerk auf die Beine, als in diesem Augenblicke mein Lehrmeister hereinkam. Kaum hatte er aber das kleine Ungethüm oben an der Decke erblickt, als er sich mit untergestemmten Armen vor mich hinstellte, erst mit der Stirne, dann mit der Nase, endlich mit dem vorgestoßenen Kinne anfing zu wackeln und zu näseln: Ist aber das auch Weinlaub da oben? —

Das ist eine Schwalbe von hinten! sagte ich trotzig.

Und das eine von vornen! — Mit diesen

Worten hatte ich eine Ohrfeige im Gesichte sitzen, daß sie mich heute noch brennt, so warm war sie gebacken.

Da kam über mich mein jähzorniger Teufel. Kaum hatte ich die angenehme einseitige Wärme im Gesicht gespürt, so war auch schon dem Meister das ganze Faß mit Rußfarbe über den Kopf wie eine Mütze gestülpt, daß der Kerl über und über troff wie der Speiteufel auf dem Springbrunnen zu Nürnberg. Unter der Thüre stand der alte Franzos, der sich beide Seiten vor Lachen zuhielt, mit der Lorgnette hanthierte und in Einem fort schrie: Il faut voir cela de près!

Ich jedoch floh hinweg und nach Haus in meine Kammer, wo ich nun Zeit hatte, mein Unglück und mein Vergehen zu überlegen. Alles fiel mir jetzt auf einmal ein, was meine Angst vermehren mußte — die besondere Freundschaft meines Pflegevaters mit meinem begossenen Meister, alle Ermahnungen und Vorwürfe, die ich fast täglich bei dem Morgen-, Mittag- und Abendbrot hörte: „daß ein Bettlerbub', wie ich gewesen wäre, gut thun und sich was

gefallen lassen müsse!" ach, und alle die Knüffe und Püffe, die ich von meinem Pflegevater dankbar hinnahm wie Brezeln, die man in den Kauf bekommt! Aber alle diese Gedanken waren wie durchsichtige Perlen über die goldene Schnur meiner Zuneigung zu Elsbeth gereiht.

Diese kam eben jetzt an meiner Kammer vorbei. Wie sie mich drinnen so jämmerlich seufzen hörte, steckte sie erst ihr liebes Angesicht und zuletzt sich herein zu mir in die kleine Bodenkammer. Sie redete mir so liebreich zu, bis ich ihr mein ganzes Herz entdeckt hatte. Da fing sie auch mit an zu weinen, bis wir alle Beide schluchzten und unter bitteren Thränen — der Himmel weiß wie das kam! — einander ewige Liebe und Treue zuschwuren, wobei wir uns küßten und wieder küßten ohne Unterlaß, bis wir auf die Kniee gesunken waren und doch wieder in Einem fort zusammen weinten, uns wieder in die Arme fielen und küßten, und wenn das Eine: „Ach!" sagte, so seufzte das Andere: „Oh!" Das war meine erste, es ist meine einzige Liebe! Es war die schönste Albernheit in meinem ganzen Leben.

In jenem Augenblicke waren mir alle Gedanken so ganz vergangen, daß ich gar nichts wußte und fühlte, als nur das Pochen des Herzens meiner Elsbeth; doch kam es mir auf einmal vor, als wenn eine derbe Faust in meine Haare griffe. Es hatte eine ziemliche Weile gedauert, und schon fühlte ich meinen Kopf ungemein hin und her geschüttelt, als Elsbeth lautschreiend sich mir entwand und entfloh, ich aber so an die Wand geworfen wurde, daß mir Hören und Sehen verging. Wie das Rauschen und Grollen eines fernen Gewitters schlugen die Worte an mein Ohr: „Der Himmelsakkermenter! der Bettelbub'! He! das wär' eine Geschichte! Du Schwalbenfabrikant! Wischt sein Maul an mein Mädel! Seht einmal die Brut an! Marsch!" Da weckte mich ein Fußtritt aus meiner Betäubung. Ich sprang auf und sah in das feuerrothe Gesicht des Schiffsbaumeisters. Ich weiß nicht wie es geschah, daß mir da sein Gesicht wie ein gesottener Krebs vorkam, und da nun die Wuth gar seine Augen herausdrehte, so kam ich in einen solchen lustigen Humor, daß ich gerade hinaus

an zu lachen fing; er sprang erschrocken zurück, ich aber zur Thüre hinaus — und soll heute noch wiederkommen.

Wie ein Wildfang irrte ich jetzt in der Stadt herum. Die nächste Nacht über schlief ich unter den Feuerleitern; am andern Morgen suchte ich das Freie. Ich ging längs der Elbe hin, als müsse sie meine Reisegefährtin sein. Verhungert wie ich war, streifte ich Erlenblätter ab und aß sie. Bald konnte ich vor Mattigkeit nicht weiter. Ich lagerte mich an den Strom hin in das tiefste Gras.

Man muß erst ganz unglücklich sein, um zu erkennen, wie schön der gewölbte Himmel, das strömende Wasser, die wehenden Bäume, die ganze Natur ist! Nur im tiefsten Elende versteht man ihre Stimme, denn nur mit Dem, welcher ihr ganz angehört, fängt sie nach und nach zu reden an — wie ein altes, gutes, aber doch wunderliches Mütterchen, das nur in Dämmerstunden und wenn es ganz still in der Stube ist, seine waldsinnigen Märchen erzählt.

In meiner Noth kam auch dort eine so

wundersame Stimmung über mich, daß ich bald lachte, bald weinte, und im Grase herumrutschte; denn das lange Gras mit den gelben Blütendroddeln meinte es so gut mit mir, daß ein Halm nach dem andern kam und mit seinen kleinen Fingern mir im Gesichte herumgriff. Zugleich schmeichelte das Wasser so mild zu mir herauf und hauchte mich ein Mal um das andere so lockend an, daß ich Schuhe und Strümpfe von mir warf und die bloßen Füße tief hineinhängen ließ. Wie ich nun so in die strömende Flut und in den Himmel, der sich darinnen abspiegelte, schaute, bis ich ganz, wie soll ich sagen? vom Geiste des Wassers betäubt wurde, da wich allmälig aller Gram, aller Kummer aus meiner Brust. In mir war nur noch ein Bild übrig, denn Gedanken kann ich es nicht nennen — meine Elsbeth! —

Mein Angesicht, das ich in der klaren Flut sah, fing an, immer mehr ihre Züge anzunehmen, ich sah ja ihren Blick, die schöne Stirne, die blonden Locken, nun hob sich eine weiße Schulter — ein jugendlich glühender Leib wob

sich hervor, zwei Arme streckten sich aus nach mir, sodaß ich vor Sehnsucht, Lust und Liebe gewiß hinuntergestürzt wäre, wenn nicht der alte Franzose mich aus meinem Hinstarren aufgeschrieen hätte mit den Worten: Il faut voir cela de près!

Heinrich, welcher jetzt schwieg, begann seine Palette abzukratzen, Johannes aber ging mit übergeschlagenen Armen in der Stube herum, erst mit langsamen, dann mit schnellen, aber unterbrochenen Schritten. Man sah es ihm an, daß er mit seinem Genius Zwiesprache hielt. Nachdem er seine Reisepelzmütze über die Ohren gestülpt hatte, gerannen die Ideen zu den Worten: Was ist ein Kunstwerk anders als ein Aufschrei des Genius aus dem Kerker des Leibes! Wie der Strahl einer Quelle, deren ruhiger Lauf plötzlich in einen undurchdringlichen Felskessel eingesperrt wird, nun in hohem Strahle emporsprüht zum Himmel, so springt die Sehnsucht nach dem ewigen Frie-

den aus der Brust des Dichters und Künstlers in ihren herrlichsten Werken. Wird nicht endlich alles Große nur von Unglück und Mühseligkeit geboren? Mußten nicht Halbgötter und Heroen von jeher erdulden unsagliche Leiden? O, ich denke an dich, Cervantes! an den größten Dichter, den nur je die Muttererde unter Lachen und Weinen herzinnig an ihre Brust drückte und — verhungern ließ. Lache Keiner über den edlen Junker und den ehrlichen Schildknappen; denn einer von Beiden wird ihm immer zurufen: Guten Morgen! Heinrich, sieh mich an; denn auch ich bin ein Dichter und mein Beiname: Don Quixote! —

Wenn du nicht so wohlgenährt wärest, erwiderte Heinrich, so möchtest du danach aussehen! Jetzt aber, dächte ich, gingen wir in das alte Hellas, ich meine in die Glyptothek. Dieser Vorschlag brachte Johannes auf andere Gedanken. Sein Phantasus ließ die Flügel hängen, und so schlenderte er mit Heinrich hinaus in die lärmenden Straßen.

Wie eine schöne Römerin, die Ovidium Nasonem de arte amandi und den ganzen unverletzten Decamerone studirt hat und im innersten Herzen gar viele heiße, dunkle Geschichten von sommernächtigen Küssen und plötzlichen Dolchstichen verbirgt, nun vor dem Beichtstuhle kniet und mit verschlossenen Augen dem dicken Confessore in Räthseln beichtet und in Räthseln absolvirt wird, so liegt die Glyptothek vor dem bigotten Monaco ganz fromm und ehrbar, aber dem Liebhaber zeigt sie gern ihre hellen Augen und ihre herrlichen hellenischen Glieder.

Wie beide Freunde ihrer ansichtig wurden, sagte Heinrich: Es wäre ein gar schönes Leben, wenn du hier bleiben könntest — als ein anderer Ariosto oder Tasso! Meinst du im Kerker? entgegnete Johannes. Je länger ich hier bin, desto mehr verliere ich den Muth zu meinem Vorhaben. Dein und mein Schicksal, erwiderte Heinrich, werden sich bald entscheiden. Ich hoffe schon morgen, wo ich mein Bild auf die Kunstausstellung gebe, zu erfahren, ob ich ein Meister der Malerkunst bin

und hier zu thun bekommen werde; denn wenn mein Ondinenbild eine unbedingte Anerkennung erhält, so bekomme ich nicht nur dazu bald einen Käufer und Geld, sondern auch Bestellungen zu neuen Werken, vielleicht wol gar in der neuen Königsresidenz.

O, ihr Götter des Schicksals! sprach Johannes, indem sie Beide eintraten in die Glyptothek, seid zwei Jüngern der Kunst gnädig und laßt sie zu gewünschtem Ziele gelangen! — Nun aber schwiegen Beide; denn vor ihnen stiegen die gewaltigen Freskobilder des Meisters Cornelius auf. Ihnen vorüber rauschten fast vernehmbar die alten herrlichen Zeiten der Götter und Helden! Ihnen vorüber gingen unvermerkt dort die Stunden des Tages.

In der Glyptothek sieht man auch einen antiken Medusenkopf aus Marmor. Dieser hat im Antlitze so etwas räthselhaft Entsetzliches, daß ihn kein Mensch vergessen wird, der ihn gesehen hat. Dieser Triumph der Sinnlichkeit und Sünde, dieser unauslöschliche Hohn, dieser unversöhnliche Ingrimm und doch dabei der physische Schmerz, der eben mit

kaltem Schwertschlag in die Todesangst hinein und über das ganze Gesicht fährt; und doch die eigenthümliche Schönheit des ganzen Kopfes, — das Alles macht die Sage lebendig vom versteinernden Schrecken! —

Vor diesem Gesichte stand jetzt Johannes. Er hatte seine Stirne in die zusammengefalteten Hände gepreßt, unter welchen hervor er in diese Züge hineinstierte, als könnte er darinnen die furchtbarste Tragödie lesen.

Johannes, was hast du? fragte Heinrich.

Da sieh hin! murmelte dieser, da schaut mich an das Gesicht der ganzen Menschheit mit allen seinen Schmerzen und seiner Verzweifelung! Es ist das böse Gewissen der Weltgeschichte; o, ich kenne dieses gottesleugnerische Gesicht, ich höre das Rauschen des Flügelrosses der nächsten Zeit und ich sehe eine geschlossene Hand und ein ausholendes Schwert! — Heinrich! komm, laß uns hinaus; ich muß Oel auf die empörte Woge meiner Seele schütten; ich meine — ein Krügel Bier! Gib mir Gleichmuthsbier, daß ich wieder zu mir

komme! — Mit diesen Worten verließen Beide die Glyptothek.

In München findet man gar bald eine Schenke, darinnen ein hübsches Goldhäubchen und ein gläsernes Krügel mit zinnernem Deckel. Hat man es erst so weit gebracht, so findet sich wol auch ein Imbiß.

Wie sehr die Phantasie durch Hunger befördert wird, kann jeder von uns Beiden erfahren, fing Johannes zu plaudern an, als er schon das dritte Krügel Bier auf die empörten Woogen seiner Seele geschüttet hatte; — du hast vor lauter Hunger und Kummer dein Ondinenbild erphantasirt, und ich habe vor lauter Durst einen idealisirten Affenkopf, denn nach einer neuern Forschung soll das Haupt der Medusa ein solcher sein, für das böse Gewissen, und wer weiß sonst für was angesehen.

Aber du armer Schelm sitzest mit deiner Liebesgeschichte noch immer an der Elbe und der alte Franzose schreit in Einem fort: Il faut voir cela de près! Hilf dir doch auf die Beine,

und sage mir, wie du endlich ein solcher Malermeister geworden bist.

Das ist gar bald gesagt! — begann Heinrich zu erzählen. Wie ich dem lustigen Patron kaum mein Unglück ausführlich erzählt hatte, nahm er mich lachend mit nach Haus, behielt mich die Nacht über und schickte mich am andern Morgen mit einem Louisdor Reisegeld, drei Buttersemmeln, einem Fläschchen Rum und mit einem Empfehlungsbrief an seinen très cher amis, einen alten Portraitmaler in Bremen, welcher mir Unterkommen verschaffen sollte.

Ich fand an diesem einen wunderlichen Kumpan. Das Erste war, daß er mich seine Schuhe wichsen ließ. Wie dieses geschehen war, sagte er: Gut! Dann mußte ich seinen Rock ausbürsten. Wie es geschehen war, sagte er: Gut! Dann mußte ich Kaffee kochen; ich kochte, so gut ich konnte, nämlich die ganzen Bohnen. Der Alte gab auf Alles Acht; verzog keine Miene; wie aber das Wasser nicht braun werden wollte und ich ihm endlich gestand, daß ich das Kaffekochen nicht verstünde, sagte er ebenso gleichgültig: Schlimm, sehr schlimm!

Am andern Tage kam eine niedliche Bürgersfrau zu ihm und bat ihn: sie zu portraitiren. Er ließ sie setzen, rückte sie hin und her, gab mir ein Reißbret und schwarze Kreide, deutete mit der Hand auf die Frau und setzte sich wieder an seine Staffelei, wo er an einem andern Bilde noch die letzten Striche zu machen hatte. Ich sah die Frau an, sie sah mich an; endlich begann ich doch in halber Verzweiflung mit leisen Strichen ein Gesicht, welches der Frau ähnlich sein sollte, auf das Papier zu bringen; — nach und nach wurde ich kühner und strich nach Herzenslust darauf zu, sodaß gar bald ein Mohrengesicht, welches die Blattern hatte, daraus wurde; denn es blieben nur noch schwarze und weiße Flecke übrig. Da ich aber auch um den Mund herum — denn ich hatte das Gesicht im Profil genommen — einen Hintergrund machen wollte, und dorthin ungeschickte Striche setzte, so wurden noch Schnurren und Borsten fertig, sodaß endlich eine rechte Meerkatze daraus wurde.

Nach einer Weile, wie der Maler mich so tüchtig arbeiten hörte, kam er zu mir, nahm

mir das Reißbret ab, ging damit an das Fenster, und sprach, nachdem er meine Zeichnung lange beschaut hatte, in tiefem ernsthaften Basse: Gut, recht gut!

Daß die gute Frau diese Zeichnung von ihrem Gesichte nicht zu sehen bekommen hat, thut mir heute noch leid; denn war sie eitel, so hätte sie dadurch von Grund aus curirt werden können.

Am andern Tage, wo sie dem alten Maler selbst zu ihrem Portrait saß, ließ er mich ihr Gesicht noch einmal zeichnen, immer im Profil, Nachmittags noch einmal, am andern Tage gar dreimal, am darauffolgenden Tage nochmals und immer sagte er dazu: Gut! Ich hätte davonlaufen mögen! Es half mir Alles nichts; ich mußte immer wieder Stiefeln wichsen, Kleider ausbürsten und dieselben Gesichter zeichnen, die er eben malte.

Es wird dich nicht wundern, daß ich nach und nach anfing, mit dem Papier und der Kreide sparsamer umzugehen, langsamer und sorgfältiger zu zeichnen, aufzupassen, wie der

alte Herr selbst den Umriß zu einem Kopfe machte, ein Portrait anlegte, untermalte, die eigenthümlichen Farbentöne in das Gesicht brachte, diese zusammenstimmte, lasirte, Farbe dämpfte und hob, sodaß ich allmälig einen dunkeln Begriff vom Malen bekam.

Je besser aber meine Zeichnungen wurden, desto häufiger sagte der Alte: Schlecht! oder: sehr schlecht! oder auch: miserabel! ganz miserabel! Ich hätte manchmal vor Wuth heulen mögen; mein Brotherr jedoch blieb ruhig, ernst und ehern. Ich rang endlich mit einer wahren Verzweiflung nach einem: Gut! aus seinem Munde; aber gerade da, wo ich Lob erwartete, sagte er: Miserabel! und wo ich nur geschmiert hatte wie zum Zeitvertreibe, da kam das ersehnte: Gut! Da mochte der Teufel daraus klug werden! Bei allem Diesen bekam ich vor dem wunderlichen Manne einen recht innerlichen Respect; denn ich muß heute noch bekennen, daß er ein tüchtiger Maler war und in ihm mehr stak, als er je gefördert hat.

Ich nahm mir endlich vor, nachdem ich schon nicht geringe Fortschritte im Zeichnen ge-

macht hatte, auf meine Weise seinen Beifall zu erstürmen. Ich zeichnete mit aller Andacht aus meiner Phantasie das Bild der unvergeßlichen Elsbeth. Es war mir nach meiner damaligen Meinung über Alles geglückt. Voll von Entzücken legte ich die Zeichnung vor ihn hin. Er sah über die Achsel darauf herab, warf die Lippe auf und sagte vor sich hin: 'n Ideal! 'n Ideal! ganz miserabel! Da riß ich vor seinen Augen aus Wuth das Blatt vom Brete herunter und zerknitterte es zu einem Lappen; der Alte legte da ruhig die Palette und den Rohrstab hinweg, guckte mich an und brachte einen neuen Ausdruck: Brav! ganz brav! Heinrich, du bist ein kreuzbraver Kerl, und du sollst auch ein Maler werden! Das Butterbrezelnideal da wird dir schon wiederkommen!

Weiter war von der Sache nicht die Rede; er hörte jedoch zu malen auf, machte eine reine Palette und ließ mich darauf die Farben nach ihren Schattirungen auffsetzen! Wie dies geschehen war, setzte er sich an das Fenster, und sagte: Nun male mich; — aber schnell! Nach

einer Stunde stand er auf, sah meine Schmiererei an und sagte: Gut! recht gut!

Am andern Morgen, wie ich in die Stube trat, war ein anderer Bursche da, der die Stiefeln des Malers putzte. Mein alter Lehrer, so werde ich ihn immer nennen, trat auf mich zu. Mit Augen, welche feucht wurden, sah Er mich lange an, bis er endlich sagte: Da Er gestern Nachmittag ein Maler geworden ist, so darf Er mir die Stiefeln nicht mehr putzen; — nun kann ich Ihn freilich auch nicht mehr brauchen. Ich habe Ihn rutschen gelehrt, lern' er nun auch laufen! Da hat Er sein Reisegeld und nun packe Er seine Sachen und versuche sein Glück! Palette und Farbenblasen kann Er mitnehmen! Male Er nur Portraits so viel Er mag, aber behalte Er Alles für sich, was darüber hinausgeht; mit den Idealen ist es nun vollends nichts! Was versteht das Lumpengesindel davon, was man eigentlich in sich hat! Lieber Heinrich! lebe Er recht wohl und denk' Er auch manchmal zurück an mich, wenn Er in die Welt kommt. Hör' Er! noch Eins: an seinen lieben Gott kann Er auch manchmal denken!

Bei diesen Worten sprangen mir die Thränen aus den Augen; ich wollte reden, aber das Schluchzen hinderte mich daran; der Meister setzte sich an seine Staffelei und murmelte: Miserabel! ganz miserabel!

Heinrich! rief Johannes, dein Alter soll leben!

Von ganzem Herzen! obschon er todt ist, entgegnete dieser. Ich zog nun mit meinem Ränzel auf dem Rücken zum Thore von Bremen hinaus. Meine Schwalbe von Elsbeth's Fenster oder eine andere, flog eine ganze Stunde weit um mich herum und zwitscherte in Einem fort! — Da es zur Frühlingszeit und ein schöner heller Morgen war, wurde ich so fröhlich, daß ich ein Mal um das andere meinen Hut in die Höhe warf und ihn wiederfing. Wie ein Müllerbursche zog ich am Strome hin bis dorthin, wo die Aller einmündet, und von da weiter in die blaue Welt hinaus bis in die Gegend von Zell. Ich hatte einmal das Wasser mit seinem Wellenspiel seit jener Träumerei an der Elbe von der Elsbeth lieb gewonnen. Ich sah nun wieder hinein in

die Flut der Aller, als müßte sie daraus hervorkommen, oder ein weißer Arm herauslangen.

Wie ich nun so dahinschlenderte, hörte ich die Worte singen:

Das Wasser rauscht',
Das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran!

Ich stand still und sagte für mich: Das ist doch wahrlich eine wunderliche Geschichte! Als aber gar ein feuchtes Weib die Flut emporgetheilt haben sollte, und es zu den Worten kam:

Du stiegst herunter wie du bist, und würdest erst gesund.

da konnte ich mich nicht länger halten: ich stürzte um den Busch vor, an dem der Weg sich plötzlich hinumdrehte, und sah vor mir auf einem Hühnengrabe zwei wandernde Studenten sitzen. Der Eine war blond, der Andere sah mehr einem schlanken braunen Zigeunermädchen ähnlich als einem vernünftigen Menschen.

Johannes lachte laut auf und rief: Soll das als Beleidigung ziehen? Denkst du, ich weiß nicht mehr, wie so ein verblüffter Malergeselle

mit seinem breiten hamburger Maule und seiner unästhetischen Stumpfnase aus dem Busche herausgabelte und ganz verdutzt höflich fragte: wer dieses hübsche Lied gemacht habe, das wir gesungen hätten? und wie wir sagten: Da der Goethe! du ganz dämisch fragtest: ob das auch ein Maler wäre?

Schweig still! rief Heinrich halb entrüstet; ich war wahrlich damals ein recht dummer Junge! Aber es ist häßlich, daß sich die Leute immer Dummheiten besser merken als etwas Gescheites! Doch werde ich immer daran denken, wie wir zusammen nach Zell hineinwanderten, wie ich dort zuerst dein Gesicht malte, und da die langen Haare mir nicht glücken wollten, du mit einer hartborstigen Bürste die Details hineintrugst!

Ich sah nun auch in diesem Bilde mehr einem geräucherten Spitzbuben als einem ehrbaren Studenten ähnlich.

Du warst aber dennoch so toll, fuhr Heinrich fort, daß du im dortigen Wochenblatte bekannt machtest, der berühmte Historien- und Portraitmaler Heinrich H . . n sei aus Eng-

land zurückgekommen und werde sich einige Zeit in Zell aufhalten, um auch hier mit kunstfertiger Hand sinnige Verehrer der Kunst abzukonterfeien — gegen angemessenes Honorar! Doch es half, und ich bekam Arbeit. Ich malte freilich helldunkle Correggio's, zuweilen aber gerieth mir auch ein blasser schmachtender Guido Reni! Ihr Beiden hattet mich bald verlassen. Ich dachte manchmal an dich, als ich an der Schule dort endlich Zeichnenlehrer geworden war, wo ich freilich mehr lernte als meine Schüler.

Nachdem ich dort dreihundert Thaler zusammengespart hatte, mußte ich nach Italien reisen. Du weißt gar nicht, was das heißt: das italienische Reisefieber zu haben! — Es ist als wenn jeder Stein auf der Straße Einen spöttisch ansehe, die Nase rümpfe und inwendig sage: Ein Lump! Er ist doch nicht in Italien gewesen! Jede Thüre knarrt Einen an: Ne — apel! Jeder Wagen, der über die Straße fährt, poltert: Rom! Rom! nach Rom! — Da hielt endlich nichts mehr vor, ich gab meine Stelle auf und pilgerte nach Italien.

Wie ich unterdessen die Zusammenstellung verschiedener Figuren, welche eine Begebenheit oder einen Gedanken oder beides zugleich ausdrücken sollten, vielfach versucht hatte, davon kein Wort; denn du willst doch nur wissen, wie die Idee meines Lebens — das Ondinenbild, endlich zur Reife gedieh.

Du bist eine wahre Aaronsblume! erwiderte Johannes. Dein ganzes Wesen trieb empor und schloß sich unmittelbar in einem poetischen Gedanken ab wie jene Pflanze, die ihr Herzblatt zu einem Stengel und oben zu einer weißen wundersamen Blume zusammenrollt. Doch ich will dich nicht in deiner Erzählung stören, damit auch du dein letztes Blatt zum Ondinenbilde umschlagen kannst.

Du kannst dir leicht vorstellen, fuhr Johannes fort, daß jenes Lied von Goethe mit mir überall herumzog und durch meine Seele summte, mit mir über die Alpen ging, mit mir im Mittelländischen Meer schwamm, über den Apennin zog bis in den Vatican, hoch hinauf zum Vesuv, und endlich wie ein Heimweh mich überfiel und heimwärts jagte, bis

ich an einem Abende, in einen Mantel gehüllt bis an die Augen und in Schwermuth bis über den Kopfwirbel, durch die Straßen von Hamburg schritt.

Welcher Zeitraum von Begebenheiten lag zwischen jener Nacht, wo ich mit meiner Mutter dorthin gekommen war, und ich sie dann verloren hatte mitten unter Entsetzen und Wahnsinn! Jener Bettlerknabe, den ein roher Schiffsbaumeister aufgenommen, später dessen Meister Gevatter, der Maurer und Wandanstreicher gemishandelt hatte, bis er endlich wieder der Flucht und dem Elende preisgegeben war, dieser arme Junge war nunmehr freilich ein Mann, aber war er denn auch glücklicher?

Indem ich nun an den Häusern längs dem Alsterbassin hinstrich, Allen unbekannt, heimatsfremd, war es Nacht geworden. Da zupfte mich etwas am Aermel. Vor mir im Mondenscheine stand ein zerlumptes, verhungertes, häßliches Weib, daneben ein Knabe, der nicht besser aussah. Meine Seele entsetzte sich; es war mir, als sähe ich wieder vor mir stehen

meine eigene Mutter und mich selbst wie vor dreißig Jahren! Ich griff instinctmäßig nach der Börse und fragte: Wer bist du? Ach, Herr! wimmerte die Elende, wir waren nicht immer so arme Leute, wie wir jetzt sind. Mein Vater war ein reicher Schiffsbaumeister und ich bin seine einzige Tochter. Nun hatte ich eine kleine Liebschaft mit meinem kleinen Vetter. Deinem Vetter? fragte ich. Das erfuhr ich freilich erst später, fuhr die Unglückliche fort, daß er der Sohn einer Schwester meines Vaters war, welche sich von einem fremden Herrn hatte verführen lassen, und mit diesem Kinde in der Fremde niedergekommen war; denn mein Vater hatte sie verstoßen. Später war sie mit dem Jungen zurückgekommen, aber vor der Thür meines Vaters gestorben. Das Kind aber — Heinrich hieß der gute Mensch — kam in unser Haus! Er war so gut; aber so gar wild, daß ihn mein Vater endlich auch wieder fortjagte. Es war, als wenn mit ihm auch unser Glück hingewesen wäre! Mein Vater fing damals in der französischen Zeit an mit Schmugglern Gemein-

schaft zu halten; er hatte ein ganzes Schiff dazu ausgerüstet, — wie es herauskam, wurden wir aus dem Hause heraus und in das Elend hineingejagt. Vor Schreck hat den Vater damals der Schlag gerührt; nun ist er auf einer Seite lahm und todt; da muß ich für ihn und mein Kind betteln. Ein Lootse hatte mich gefreit. An dem Tage, wo dieses Kind getauft wurde, haben ihn die Franzosen, ich weiß nicht weshalb? todtgeschossen! Er war gar brav und hätte mich gewiß nicht betteln lassen. Gnädiger Herr! Seien Sie doch so barmherzig und schenken Sie mir einen Sechsling! Gott soll's vergelten mit tausendfachem Glück und Gesundheit!

Ich konnte kaum noch die Worte stammeln: Wie hieß man dich im väterlichen Hause?

I nun, Elsbeth!

Ich hielt an mich, aber mein Herz war gebrochen, viele Thränen drängten sich aus meinen Augen.

Gottes Gnade! Gnädiger Herr, was ist Ihnen? fragte sie mich besorgt.

Es war die Stimme meiner Jugendliebe.

Ich ergriff ihre Hände, und hielt sie so lange, bis sie warm waren. Sie forschte im Dunkel der Nacht nach meinem Gesichte; ich erkannte noch ihr mildes Auge. Da that es mir leid, noch länger an mich zu halten und ich fragte mit unverstellter Stimme: Elsbeth? Meine Elsbeth? Kennst du mich gar nicht mehr?

Da drängte sie ihr Haupt an meine Seite und fing an laut zu schluchzen und zu stöhnen: Gott sei mit dir, Heinrich! Er hat dich groß gemacht vor den Leuten, das weiß ich, uns aber in den Staub gedrückt, das muß ich wissen! Und ich danke ihm, daß er mir vergönnt hat, dich noch einmal zu sehen, und dir, Heinrich, tausend Dank zu sagen, daß du noch immer so gut geblieben bist!

Meine Seele rang im herben Leide; doch mußte ich mich fassen, um die Jugendgeliebte zu retten aus dem Meeresstrudel, der sie vor meine Füße warf. Ich fragte daher, so fest ich konnte: Elsbeth, wie ist dir zu helfen?

Ach! entgegnete sie, wenn ich nur vier bis fünf Mark hätte, da könnte ich anfangen mit Gemüse zu handeln.

Ich hatte damals in meiner Börse funfzig Friedrichsdor. Es war der Erlös eines Bildes, das mir der Banquier Donner in Altona, dem ich sonst viel verdanke, abgekauft hatte; — es fiel mir ein, daß ich noch einen goldenen Ring mit einem feinen Rubin hatte, den ich verkaufen konnte. Ich drückte ihr daher ohne Umstände die Börse in die Hand, küßte sie auf die Stirne, sah noch einmal in ihre Augen, küßte auch das Kind und so schied ich von ihr.

Am andern Morgen saß ich in der verschlossenen Postkutsche, und ließ mich hierher nach München schütteln.

Jetzt erst, nachdem Brücke und Steg zwischen Traum und Wirklichkeit abgebrochen waren, stieg das alte Ondinenbild mit Farbe und Leben in meiner Seele auf. Ohne Ruhe und Rast habe ich daran gearbeitet; nun ist es fertig und du hast es gesehen.

Beide Freunde, Erzähler und Zuhörer,

waren allmälig in einen solchen Choralton verfallen, daß sie bald die Einsamkeit und ihr Quartier suchten.

Dürfte ich euch, meinen Lesern, recht in das Einzelne hinein erzählen, wie bei angebrochener Nacht Heinrich zwischen zwei alte Bücher eine Lampe, und darüber einen Topf mit Wasser stellte, bis dieses anfing zu kochen, wie er Zucker pochte und in die Gläser warf, endlich darauf langsam das siedende Wasser goß, daß der trefflichste Grogg fertig wurde, wahrlich ich wollte euch, wenn ihr sonst ein rührbares Herz habt, bewegen, daß ihr hingingt und thätet Desgleichen. Wollte ich euch aber erzählen, wie diese Beiden die ganze Nacht lang miteinander sich besprachen, gewaltig wie zwei hohe Waldbäume in heimlicher Stunde, wenn sonst Alles schweigt, und wollte ich noch dazu verrathen, daß die Lampe unter dem Blechtopfe nicht hervorkam, bis der Morgen über die Dächer hereindämmerte, so möchtet ihr die ehrwürdigen Häupter schütteln und Gott danken, daß ihr alle Nächte ruhig ausschlaft.

Deshalb sei nur so viel gesagt, daß schon am folgenden Tage gegen Mittag ein großes Gedränge vor dem Saale, in welchem die Kunstausstellung war, theils von Denjenigen, welche hineinwollten, theils von Denjenigen welche sich herausdrängten, gemacht wurde und immer Eins dem Andern zurief: Den Fischer und das Meerweib? Habt ihr das Bild gesehen? Wo ein Kunstfreund oder ein Künstler dem Andern begegnete, hörte man auch den Zuruf: Hast du das herrliche Bild, den Fischer und die Undine gesehen?

Johannes, welcher mitten unter dem Schwarme gewesen war und seine Ohren überall hineingehängt hatte, als könnte er des Triumphes seines Freundes nicht gewiß genug werden, hätte gern den albernsten Philister zum Enthusiasmus über das Bild mit der Pistole in der Hand gezwungen. Endlich hatte er genug gehört, um mit voller Fracht in den Hafen zu steuern.

Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Mädchen, welches Blumensträußer und Kränze zum Verkaufe hatte. Er warf ihr einen Zwanzig-

kreuzer in das Körbchen, nahm den schönsten Asternkranz und flog damit nach Haus.

Wie er dort die Stubenthür aufmachte, sah er den Freund auf dem Strohsacke in der Stube liegen. Schnell drückte er den Kranz ihm auf die Stirne; Heinrich fuhr in die Höhe vor dem Rufe: Victoria! spät blüht dein Ruhm; aber ewig wie ein Sternenkranz!

Hast du mich doch erschreckt! sagte langsam mit freundlichem Bräutigamsgesichte der Maler.

Johannes aber rief im Gefühlsdrange: Im Finken erwarten dich viele Freunde! Farbenkleckser und Farbenkleckser! Komm! Komm!

Da war keine Zeit zum Verweilen. Heinrich, welcher von dem Feuer des Freundes ganz mit hingerissen wurde, flog mit ihm durch die Straßen und hin zur Malerschenke, durch das Billardzimmer hindurch in die hintere Stube, welche voll war von Künstlergesichtern mit und ohne Bart.

Gloria! Gloria in aeternum! schrieen Heinrich Viele entgegen, Andere drückten ihm die Hände, wieder Andere aber saßen da in stillem

Harme und heimlichem Neide und sahen vor sich hin.

Laßt es gut sein! sagte endlich Heinrich; — aber: Joseph, fünf Krügel, für jeden Finger eins!

Das wären zehn! sagte der pfiffige Kellner.

Da drängte sich aus der Menge hervor ein sehr alter Herr mit einer Lorgnette in der Hand, er sagte: Il faut voir cela de près! Mon cher! ick will sie sahl für pecheur swei undert Ducat! Heinrich sah den Alten lange an; dann nahm er ihn besonders bewegt bei der Hand und führte ihn in ein Fenster, wo er sich lange mit ihm besprach. Als Beide Arm in Arm zurückkamen, rief der Greis: Marqueur! hol Sie Sillery swölf Bouteillen!

Ein allgemeiner Jubel entstand; nur einige Malerjünglinge fanden es anstößig, in ihrer Mitte einen Franzosen sehen zu müssen; sie ließen sich aber doch den Champagner gefallen und versöhnten sich mit dem Schicksale.

Jetzt trat ein anderer Künstler herein. Sein Name kann hier verschwiegen werden, die neuesten Bildhauerwerke an der Walhalla und dann so viele Zeichnungen, nach welchen in der Re-

sidenz gemalt ist, verkündigen ihn von selbst genug. Er wandte sich zu Heinrich mit den Worten: Vor kurzem haben Cornelius und ich mit Seiner Majestät dem Könige von Ihnen gesprochen, er wünscht, daß Sie an der Ausführung einiger Ideen und Gemälde in der neuen Residenz Theil nehmen möchten. Heinrich drückte ihm dankbar die Hand.

Er war so überglücklich, daß er kaum mehr einen Gedanken fassen konnte; — aber wie sehr wurde er in seiner Freude gestört, als er jetzt sich umsah und seinen Freund in eigener Wildheit emporflammen sah. Er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand.

Johannes, was hast du? fragte er.

Nichts oder wenig! antwortete dieser. Da lies!

Heinrich sah auf die Stelle, auf welche Johannes den Zeigefinger hielt. Etwas befangen erwiderte Heinrich: Laß dich das nicht stören! Seine Majestät ist allerdings durch Zusendungen so vieler Kunstsachen und Werke so überlästigt worden, daß er wirklich gezwungen wurde, eine Commission zur Prüfung der Werke,

welche ihm übergeben werden sollen, niederzusetzen!

Nie! nie! rief Johannes, sollte ein Fürst sich abschließen wollen! Er soll wie die Sonne sein, über Alle her mit dem Lichte und der Wärme, über Löwen und Hasen, über Adler und Mäuse! Schon Homer verkündet: Die Könige stammen von Zeus, von Apollo aber die Sänger! Bin ich nun ein wahrer Dichter, so bin ich ihm ebenbürtig; so muß ich auch gegen diese Commission und ihre Competenz ewig protestiren wie Karl Stuart gegen das Gericht, welches ihn verdammte. Höre ich aber statt der väterlichen Lyra nur das Geklingel einer Narrenmütze über meinem Kopfe — so fahre hin, Thorheit!

Heinrich sprach nichts dagegen. Nach einer kurzen Weile stahlen sie sich nach Haus und auf ihr Lager, wo ein langer, süßer Schlummer ihnen Herz und Angesicht beruhigte.

Am anderen Morgen schnallte Johannes sein Reiseränzel, Heinrich begleitete ihn bis in die Glyptothek, wohin er noch einmal gehen wollte.

Dort eilte er vor das Antlitz der Medusa

hin, die er vorgestern so sehr bewundert hatte. Er kniete vor ihr nieder und betete mit eilender Stimme:

O sancta Medusa! sieh mich vor dir liegen im Staube und Abbitte thun für den frevelhaften Irrthum, der mich nach München führte. O du gewaltige Gottheit der Zeit, du Vernichterin! sieh gewaltig herab mit deinen glanzlosen Augen auf den Sünder, der dein Amt vergaß und dir nahte mit Lied und Saitenklang!

Noch einmal warf er sich dem betrübten Freunde in die Arme; dann aber eilte er hinaus, bestieg einen Fiaker, welcher in der Nähe hielt und rollte zum Thore hinaus.

So viel dem Herausgeber dieser Geschichte bekannt geworden ist, lebt Heinrich H..., der Maler, in München, ist fromm geworden, malt heilige Madonnenbilder und singende Cherubim und Seraphim, Bilder, viel zu fromm für diese weltliche Zeit, der Poet aber — — lebt und dichtet anderswo. Have pia anima!

Auf die Zuhörer hatte diese Erzählung einen besondern Eindruck gemacht; sie machten es

aber wie jedes Publicum und vergaßen den Dank dafür über die erhaltene Anregung. Gar bald wurde die Frage verhandelt: woher es komme, daß Dichter und Künstler fast nie, oder nur selten von äußerem Glück begünstigt würden. Erdmann suchte diese Frage in einer Novelle zu beantworten, welche er unter Zustimmung des Convents vortrug:

Lebende Bilder.

Wie jeder Mensch ein doppeltes Dasein, einmal innerlich für sich selbst und dann im äußeren bürgerlichen Leben hat, so kann auch Jeglicher doppelt glücklich oder ebenso unglücklich sein. Das innere Glück wird bestimmt durch die Harmonie des Gemüthes und des Verstandes; den Zwiespalt zwischen beiden bezeichnen wir mit dem modernen Worte: Zerrissenheit. Das äußere Glück, dessen Gegensatz Armuth ist, besteht in der Wechselwirkung besondern Talentes mit den Combinationen der äußern Zufälligkeiten, welche zusammenaddirt das sogenannte Glück ausmachen. Erhöht sich

ein solches Talent zum Instincte, so ist es das Genie zum Glücke.

Wie einem dichterischen Genie sich von selbst die dankbarsten Stoffe, fast schon zum Kunstwerke gestaltet, darbieten, so dem Glücksgenie die Gelegenheiten zum Erwerb und Gewinn. Daher kommt es, daß ein Dichter oder Künstler selten Geld und Gut, und ein Reicher noch seltener ein poetisches Gemüth hat. Beide Genies sind entweder abgesagte Feinde oder Freunde; das Letztere, wenn sich Beide ergänzen, das Erstere, schließen sich Beide einander aus.

Ein solches Glücksgenie war der Buchhändler Allgeier, ein poetisches und schriftstellerisches Talent Konrad Dingler, sein Zeitungsredacteur. Allgeier hatte seine Laufbahn als Buchbinder begonnen, war dann Antiquar geworden, hatte darauf in eigenen Verlag Anekdotenbücher, Kalender und Katechismen genommen und sich dann weiter ausgebreitet, wie eine Linde mit tausend Aesten, bis er allmälig jedes Blättchen an seinem Lebensbaume mit Ducatengold belegen konnte. Er war großartig in seinen Honoraren, jedoch nur wie ein Lindenbaum

nach der Michaelismesse, wenn er den Instinct in sich fühlte, daß hinter jedem abfallenden gelben Blättchen zehn neue in der Knospe der Manuscripte ihm dafür bescheert waren.

Oft sah er kaum den Titel des Manuscripts an, so wußte er schon, welchen Gewinn der Verleger damit machen würde. Zuweilen erkannte er schon aus der Wendung eines einzigen Satzes, wie der Verfasser zum Niveau seiner Zeit stand. Als das größte Geheimniß seines Geschäftes bewahrte er die Ansicht: daß ein gebildeter, aber mittelmäßiger Schriftsteller von selbst die Gegenwart darstelle und mit seinem Werke von ihr getragen werden müsse. In den Kriegsjahren verlegte er gern Bücher, in welchen vom Frieden, und in der Friedenszeit andere, in welchen vom zukünftigen Krieg irgendwie gehandelt wurde. Von einem wirklichen Genie in der Literatur hielt er nicht eher Etwas, bis die Zeit allmälig die vorausgeeilten Ideen desselben zu erreichen begann. Ehe man es sich versah, erschien dann bei Allgeier die Gesammtausgabe, und der unglaubliche Absatz belohnte immer den glücklichen Griff.

Es versteht sich von selbst, daß die Verlagsbuchhandlung Allgeier durchaus honnet war; denn ohne Ehrenhaftigkeit gedeiht kein Genie, gibt es keinen Ruhm, gibt es kein Glück. Selbst da, wo Allgeier über die gewöhnlichen Mittel: ein Werk in Schwung zu bringen, hinausging, geschah es immer nach klingender Uebereinkunft mit dem Verfasser, und ohne Jemand zu gefährden. Zur Zeit, wo die romantische Schule im Abblühen begriffen war, faßte sie sich noch einmal in einem jungen Dichter mächtig zu ihrer Verklärung zusammen. Er kam mit seinem Manuscripte zu Allgeier. Hm, junger Freund, sagte einige Tage darauf zu ihm der verständige Allgeier, das poetische Gemüth unseres Publicums ist wie ein angefülltes Glas voll Wasser; es geht kein Tropfen mehr hinein; ich werde es wagen, ihm Ihre Poesie als Rosenblättchen daraufzulegen. Fließt ein Tropfen daneben, so ist die Speculation verfehlt. Sie bieten mir eine Auflage an, ich honorire Ihnen und drucke gleich drei.

So geschah es. Die erste Auflage der Gedichte wurde ausgegeben und von den Sorti-

mentshändlern wieder eingefodert, weil zu große Nachfrage vorhanden sei, dann wurde das Publicum drei Monate lang auf die zweite Auflage getröstet; endlich erschien sie, — und zur nächsten Ostermesse war schon die dritte Auflage nöthig. Allgeier war in seiner Weise ein kleiner Napoleon. Er wußte die Talente Anderer zu erkennen und zu gebrauchen. Vielleicht wäre er ein großer Regent geworden, wäre er ein Purpurgeborener gewesen. Der einzige Gedanke eines jungen Literaten an seiner Tafel: eine Zeitung zu gründen, welche immer streng die Quintessenz ihrer Zeit ohne Parteianflug wiedergebe, hatte ihn auf den Gipfel des Glücks gehoben.

Er hatte wie mit den Schriftstellern, so mit seinen Redacteuren der Zeitung Glück, so lange die politischen Winde nur einigermaßen regelmäßig gingen; bei Wirbelwinden lavirte er, so gut er konnte, dem Hafen zu.

Auch jetzt hatte er in Konrad Dingler einen Redacteur an der Spitze, wie er sich einen bessern kaum wünschen mochte. Er war ein Talent für die literarische Daguerreotypie. Ge-

bildet und fein war sein Gemüth wie ein geschliffenes Metallblatt, welches er nur mit der Redactionssäure zu überziehen gebrauchte, um die Portraits der jedesmaligen Zustände sich von selbst fixiren zu lassen. Allgeier wußte dieses Talent zu schätzen. Er suchte ihn auf immer an die Redaction zu fesseln. Praktisch wie er war, verschmähte er nicht das richtige Mittel zum rechten Zwecke zu ergreifen. Er war gesonnen, Dingler in seine Familie aufzunehmen und so ihr Interesse für immer gemeinsam zu machen.

Allgeier hatte sich auf die erste Stufe seines Glückes an der Hand der jungen Witwe eines Antiquars empor und in den Buchhandel hineingehoben.

Sie hatte ihm ein Kind ihrer ersten Ehe, ein wunderhübsches, blondes Mädchen zugebracht, welches Luise hieß und von ihm väterlich erzogen wurde, selbst nach dem Tode ihrer Mutter; denn diese starb bald nach ihrer Verheirathung mit ihm. Allgeier war ein schöner Mann und stand schon damals in der Stadt in gutem Ansehen. Es konnte nicht

fehlen, daß ihm überall Thür und Herz in der Frauenwelt offen standen. Er wählte diesmal eine reiche Erbin, obschon sie eine arme Braut war; denn sie war die Nichte einer alten Dame, welche sie einst mit beerben, jedoch auch früher nichts erhalten sollte. Allgeier sollte jedoch, ebensowenig wie Napoleon, ein dauerndes Glück in der Liebe genießen. Auch seine zweite Frau starb nach der Geburt eines Mädchens, welches nach ihrem Vornamen Elisabeth getauft wurde. Um nun zwischen den beiden ähnlichen Namen Luise und Elisabeth einen Unterschied zu machen, wurde die Erstere Lilly und die Zweite Lieschen gerufen; doch hatte Allgeier in der Gewohnheit, auch beide Namen zu verwechseln, oder die Eine die große und die Andere die kleine Lilly zu nennen.

Alte reiche Damen haben immer ihre besonderen Grillen. Eine solche war für Allgeier das Testament der Tante, als es nach ihrem Tode eröffnet wurde. Sie hatte darin die kleine Elisabeth, welche bei ihrem Tode drei Jahre alt war, und einen entfernten Verwandten, den vierzehnjährigen Alfred Hacht, auf gleiche

Theile unter der Bedingung zu Erben eingesetzt, daß der Antheil Elisabeth's hypothekarisch auf Landgütern sichergestellt und ihr Vater davon nur die Zinsen bis zu ihrer einstigen Verheirathung oder Mündigkeit beziehen, dagegen der Antheil Alfred's zu dem Fond der Buchhandlung genommen und der Eigenthümer dieses Kapitals bis zu diesem Betrage Compagnon der Buchhandlung werden sollte. Sie hatte dabei den Wunsch ausgesprochen, daß Alfred einst Elisabeth heirathen und so ihr schönes Vermögen wieder zusammenbringen möchte.

Allgeier ließ sich diese Bedingungen, weil er mußte, gefallen, er begründete mit den Mitteln, welche ihm dennoch durch diese Erbschaft zu Gebote gestellt waren, die „Unparteiische Zeitung" und nahm Alfred zu seinem Compagnon an. Er ließ ihn in seiner Familie erziehen und gewöhnte die Kinder an ihre einstige Bestimmung. Alfred war zwar kein Buchhändlergenie, aber doch ein leidliches Talent. Sein künftiger Schwiegervater gab sich alle Mühe, ihn zu seinem Geschäft heranzu-

bilden. Freilich hatte Allgeier an ihm, als er heranwuchs, Manches auszusetzen, was ihm doch wieder heimlich gefiel. Alfred wurde ein junger Cavalier, trieb Musik, sprach schlecht Deutsch, aber gut Französich, ritt eine feine Schule, und hielt sich gern zu Baronen. Dadurch kam freilich auch in den Salon des alten Buchhändlers der Sonnenschein des fröhlichen Lebens. Er begann sogar endlich die Vorliebe Alfred's für Gemälde zu theilen. Selbst wenn ein solches Kunstwerk einige Tausend Gulden kostete, so misfiel es ihm doch nicht, sich damit Etwas wissen zu können.

Wie es Alfred anfing, außerdem noch große Ehrenausgaben zu machen, ohne je die Summen, welche ihm zur Verfügung standen, aufgehen zu lassen, blieb ihm lange ein Geheimniß, bis er dahinterkam, daß Alfred Alles im Kleinen wieder einbrachte. So gleicht Gott Alles wieder aus! sagte Allgeier bei dieser Bemerkung kopfschüttelnd zu sich. Seine Tochter Elisabeth war von Alfred gerade das Gegentheil. Sie hielt sich einfach, aber kostbar, und brauchte immer Taschengeld, um armen Leuten wohlzuthun.

Sie passen zueinander! sagte Allgeier häufig zu sich, wenn Alfred von seinem Ausgabegeld bestimmte Summen in der Hauptcasse sich zu gut schreiben und Elisabeth sich acht Tage und länger vor dem ultimo ihr Taschengeld vorausgeben ließ. Dagegen wußte seine Stieftochter Groß-Lilly gar nicht mit Geld umzugehen; sie wär' immer bankrott gewesen, wenn Klein-Lilly sie nicht monatlich gerettet hätte. Beide waren zueinander in mehr als schwesterlicher Liebe verbunden. Wie der Buchhandel zwischen Allgeier und Alfred, so war zwischen Beiden Alles gemeinsam, bis in die Zeit, wo endlich jedes Mädchen ihr eigenes Herz fühlt.

Klein-Lilly, die reiche Erbin, war eine reizende, niedliche Brünette mit großen dunkeln italienischen Augen und, wie ihre Großtante, voll lustiger Besonderheiten. Sie hatte einen hellen Verstand, welcher wie ein Cherub vor dem Paradiese ihres Gemüthes mit dem spitzigen Degen des Witzes Wache hielt.

Groß-Lilly, das arme Aschenbrödel, hatte blondes Haar und blondes Gemüth, Vergißmeinnichtaugen und Rosenwangen. Sie

konnte stundenlang Alfred zuhören, wenn er auf dem Flügel die modernsten Musikstücke einübte. Allgeier that ihr nicht weh, er ließ sie gewähren und liebte seine eigene Tochter, den Springinsfeld, die Klein-Lilly, desto mehr.

Klein-Lilly hatte, wie gesagt, ihre Eigenheiten, welche sie alle der Reihe nach ihrem bestimmten Bräutigam fühlen ließ. An Alfred's Geburtstag hatte ihm Groß-Lilly ein prächtiges Kopfkissen geschenkt, woran sie sechs Monate lang bei Tag und Nacht gearbeitet hatte. Sie hatte darauf in grauer Seide und Silber zwei Turteltäubchen unter Rosen gestickt. Klein-Lilly hatte sich die Sache leichter gemacht und ihm eine Sparbüchse mit einem Louisdor und der Auffoderung geschenkt, einen zweiten dazu hineinzuthun, damit ein Paar daraus werde! —

Es wird Zeit, sagte Allgeier bei sich, daß ich Ordnung im Hause mache. Elisabeth's Großtante hatte gewünscht, daß sie mit Alfred verheirathet werde, und so war diese Geschäftsangelegenheit widerspruchslos in Ordnung. Er dachte jedoch dabei zugleich an seine Stief-

tochter, seine Groß-Lilly, und bestimmte sie — für seinen Redacteur Dingler.

So gewinne ich, sagte er zu sich, einen Compagnon, welcher für die intellectuelle Partie des Geschäftes, wie der Andere, Alfred, für den materiellen Theil desselben paßt. Der geniereiche Redacteur bekommt meine gefühlvolle Stieftochter, wie der Weltmann Alfred meine geistreiche Elisabeth. Sollte ich einmal meine Augen zuthun, so bin ich doch noch in den einzelnen Eigenschaften der Meinen zusammengenommen wieder ganz da, und von selbst biegt sich die krumme Linie zum Kreise zusammen!

Er konnte gar nicht zweifeln, daß Dingler, da er den zehnten Theil des Netto von dem Zeitungsverlag zur Mitgift auswerfen wollte, mit beiden Händen diese Partie ergreifen würde; denn Groß-Lilly war wirklich das schönste Mädchen in der Stadt, wenn man ihr nicht die picante Klein-Lilly vorziehen wollte. Hing ihre Mitgift mehr oder minder von den Zeitumständen ab, so konnte dies für Dingler nur ein Sporn mehr sein, das Geschäft emporzutreiben.

Es mochte ihm deshalb um so weniger ein Bedenken beikommen, als Dingler mit besonderer Zuvorkommenheit sich mit Groß-Lilly unterhielt, wenn er sich im Familienkreise befand.

Vermuthlich, sagte Allgeier zu sich, ist er nur zu schüchtern, um sich auszusprechen!

Er hatte sich in diesen Beziehungen seinem vieljährigen alten Freunde Joulin mitgetheilt. Dieser war ein Maler, welcher für die Prachtausgaben der Allgeier'schen Autoren die werthvollsten Zeichnungen geliefert hatte.

Joulin hatte seinen Rath im Geiste seiner Kunst abgegeben. Er war der Meinung, daß die Verlobung der beiden jungen Damen zu Allgeier's Geburtstage den Gästen bekannt gemacht, und so selbst die Verlobten damit überrascht werden sollten. Joulin hatte erst in diesen Tagen eine Copie oder Wiederholung des schönen Gemäldes von Sohn in Düsseldorf: „Der Abschied Romeo's von Julie", für Freund Allgeier erworben. Es hing jetzt über dem Arbeitstische des alten Herrn. Da Joulin gewöhnlich zum Geburtstage Herrn Allgeier's einige lebende Bilder im großen Saale vor

der Tafel zur Unterhaltung der Gesellschaft zu stellen gewohnt war, so hatte er vorgeschlagen: den Moment dieses Gemäldes, wo Romeo Abschied nimmt, durch Dingler und Luise, — und einen Pendant dazu: wie Romeo in der Brautnacht zur Julie kommt, von Alfred und Elisabeth darstellen zu lassen. Beide Scenen sollten durch eine bewegliche Zwischenwand geschieden, jedoch zugleich nebeneinander gesehen werden.

Im Augenblicke, wo der Vorhang aufging, mochte dann Allgeier die beiden Paare als glücklich Verlobte der Gesellschaft ankündigen.

Allgeier war auf diesen Plan lebhaft eingegangen. Eine unschuldige, so bequeme romantische Scene in seinem Hause zu erleben, wie er doch so oft Schwarz auf Weiß hatte drucken lassen, erwärmte seine Phantasie fast mehr, als es sich für einen besonnenen Geschäftsmann ziemen mochte.

Der alte Herr feierte den Geburtstag gewöhnlich auf seiner Villa, welche eine Meile von der Stadt in einem Garten auf einem Hügel mit einer reizenden Aussicht in die Um-

gegend lag. Der Geburtstag fiel in den Mai, wo auch bereits seine Familie die Villa bezogen hatte. Er selbst scheute die kleine Strapaze nicht, sich täglich von seinen Rappen Vormittags in die Stadt vor das Comptoir und Nachmittags zum Familientisch wieder hinausrollen zu lassen. Er nannte dies sein Amphibienleben im Sommer, wenn er witzig sein wollte.

Schon seit einigen Tagen saßen Groß- und Klein-Lilly auf der Villa mit ihren Nähmädchen, um unter der Anleitung Joulin's, welcher jetzt fast täglich hinauskam, zwei gleiche Juliencostume für sich zu den beiden lebenden Pendantbildern zu verfertigen.

Nicht minder hatten die Kleiderkünstler für Alfred und Dingler an den zwei gleichen Romeocostumen in der Stadt zu arbeiten.

Der königliche Kapellmeister hatte im Beethoven'schen Style dazu eine Symphonie geschrieben, in welcher es an Nachtigallengeschmetter und Lerchenwirbeln nicht fehlte. Er hatte versprochen, die tüchtigsten Mitglieder seiner Kapelle zur Aufführung mitzubringen. Joulin

war zu gleicher Zeit mit den Zimmerleuten im großen Saale thätig, um die Bühne aufzubauen.

Er hielt es diesmal für angemessen, hinter der Bühne im Saale einen Zwischenraum für die Musiker zu lassen, an der Scene aber in ihrer ganzen Breite einige Stufen hinunter in den Saal zu führen, um den Gästen bei der Ankündigung der doppelten Verlobung den Heraufgang und die Abstattung der Gratulation bequem zu machen.

Von dem eigentlichen Zwecke dieser Vorbereitungen wußten Diejenigen, welche in jeder Hinsicht die Hauptrollen spielen sollten, um so weniger, je gewisser der alte Herr seiner Sache war. Konnte er doch über die höchsten geistigen Güter, über die Gesammtpoesie von Deutschland nach Belieben verfügen, warum nicht über vier Herzen, von welchen zwei überdies einander testamentarisch angehörten.

Nur Klein-Lilly hatte dabei ihre eigenen Gedanken. Sie stach sich beim Nähen zu oft in den Finger, daß Blut nachkam, als daß sie nicht endlich mit dem alten Aberglauben hätte

herausgehen und ihrer Schwester in das Ohr flüstern sollen: Merk' auf, in diesen Costumen bekommen wir viele Küsse.

Groß-Lilly wurde roth bis unter die Augen, sie entgegnete bestürzt: Du wol, denn du bist halb und halb Braut mit Alfred, nicht aber ich.

Wärst du aufrichtig zu mir, versetzte Klein-Lilly, so könnte es für uns Beide gut sein.

Luise fiel ihrer Schwester laut weinend um den Hals und rief: Ich, ich Undankbare! Zu welchem Schicksal bin ich bestimmt? — Dich, du geliebte Schwester, muß ich so kränken? Und doch kann ich nichts dafür! Glaube es mir!

Ach, warum hat Gott gegeben
Mir ein Herz, das liebt und fühlt?
Und ein Herz, gequält vom Leben,
Wird von Erde nur gekühlt!

Luise, was ist dir? rief Elisabeth, du bist ja außer dir, und wenn du in Versen sprichst, so möchte sich Gott im Himmel darüber erbarmen.

Du mußt mich hassen, Elisabeth, rief Luise, denn ich — o, ich Unglückliche! liebe — Alfred!

Und wirst du wieder geliebt? fragte Elisabeth.

Dein Glück, fuhr Luise fort, soll nicht gestört werden, am wenigsten von mir! Ich habe ihm und er hat mir entsagt.

Habt ihr Briefe gewechselt? entgegnete Elisabeth und streichelte ihr dabei die seidenen Haare.

Weil es einmal so gekommen ist, versetzte Luise, so sollst du Alles wissen. Du mußt mit mir auf meine Stube kommen. Wirst du mir aber auch Alles verzeihen?

Zehntausendmal im voraus! rief Elisabeth, ich habe kein eifersüchtiges Gemüth. Du weißt es ja, wie ich euch harmlos miteinander walten ließ. Habe ich doch keine Miene verzogen, wenn ihr zusammen am Flügel vierhändig spieltet und mein testamentarischer Bräutigam sein: Oh! und du dein: Ach! seufztest; habe ich doch gern beide Augen zugemacht, wenn er dir die Hände drückte und dir so wehmüthig in die Augen sah, als wollte er sich über das Geländer seines Frackes hineinstürzen.

Deinen Spott, versetzte Luise schluchzend, habe ich reichlich verdient, und mehr noch, deine Verachtung!

Sei doch kein Kind! erwiderte Elisabeth, ihr habt euch ja in aller Unschuld geliebt; — ich müßte eine sehr unaufmerksame Leserin von George Sand gewesen sein, wenn ich die Rechte der Liebe nicht gegen die Pflicht gelten lassen wollte! Ich müßte ja doch ganz altmodisch geworden sein!

Ja du bist aufgeklärt! rief Luise, ich aber werde immer hinter dir zurückbleiben!

Unter diesen Gesprächen waren beide Mädchen in das Zimmer Luisens eingetreten.

Sie holte aus dem Bureau ein kleines, niedliches Portefeuille, welches sie mit schwarzem Flor umwunden hatte. Nachdem sie es aus der Hülle befreit hatte, kam ein papiernes Herz zum Vorschein, welches als Etiquette mit feinen Oblaten darauf befestigt war. Mit zitternden Schriftzügen war darauf das Wort „Entsagung" geschrieben. Als sie es aufschlug, fielen daraus einige trockene Vergißmeinnichte, welche ihr Jüngling einst am Bache gepflückt

hatte. Sie hob das Sträuschen auf und legte es behutsam zwischen die Blättchen. Endlich gab sie das Portefeuille Elisabeth, welche es sich im Armstuhle bequem gemacht hatte, und warf sich selbst in die Ecke des Sophas, indem sie sich wie eine arme Sünderin das Gesicht verhüllte und den Richterspruch erwartete.

Elisabeth las die Billets mit großem Interesse. Man sollte nicht glauben, sagte sie ein wenig boshaft bei sich, daß ein solcher eleganter Spazierstock noch Rosen treiben könnte; du glücklicher Tannhäuser!

Sie fand in diesen Billets viel Glut und Feuer.

Es wundert mich, flüsterte sie lächelnd, daß er nicht damit das Haus in Brand gesteckt hat! — Da las sie auch eine Kritik über sich. Alfred hatte geschrieben:

„Wie unähnlich hat doch die Mutter Natur Dich, o Du Inniggeliebte, und — Elisabeth erschaffen; — Dich so sanft und mild wie ein Nachtigallenherz, — sie — wie einen elektrischen Fisch, von dem man nur nervenzuckende Schläge bekommt.“

Sehr verbunden, liebenswürdiger Alfred! sprach Elisabeth bei sich und biß die schmollende Unterlippe ein.

„Dich — fuhr der Briefsteller fort — wie eine süßgeschwellte Centifolie, — sie wie eine — betäubende Datura —"

Elisabeth zerrupfte leise das Blatt und streute es um sich her in die Stube. Sie blätterte weiter. Die Periode der Verzweiflung schien jetzt daranzukommen. Sie las in einem der letzten Blättchen:

„Welches Ungeheuer bist du, o grausame Pflicht! — Also schmiedest du mich doch unbarmherzig an die ungeliebte Hand? — Wer rettet mich?"

O du ausbündig angenehmer Herr Alfred, flüsterte Elisabeth; wenn Sie hier ein wenig unmännlich sich benehmen und auf die bequeme Entsagung lossteuern, so wird es wol dem armen — Fisch vergönnt sein, Sie ein wenig mit elektrischen Schlägen zur Besinnung zu bringen!

Jetzt hielt Elisabeth das letzte Billet, welches mit seinen Beilagen fast zum Buche ange-

schwollen war, in der Hand. Die Hindernisse, welche den beiden Liebenden und ihrer Verbindung im Wege standen, waren darin zu Riesen angewachsen. Ja, schrieb unter Anderm Alfred, es gibt ein höheres Glück als die Vereinigung zweier liebenden Herzen — das bittersüße Entzücken freiwilliger Entsagung! Ewig! — Ewig —

— ist die Feigheit bequem und macht sich moralisch breit! — setzte Elisabeth in Gedanken hinzu.

Sie sah sich nach Luise um, welche immer noch mit verhülltem Gesichte dasaß. Elisabeth zog ihr langsam das Tuch vom Gesichte und lachte freundlich auf sie nieder; Luise stürzte ihr weinend um den Hals und rief: So nimm denn Alfred hin! und laß mir meinen Schmerz, aber schenke mir dazu deine Verzeihung.

Wie bist du doch so groß und edel! versetzte mit fröhlichem Spotte Elisabeth; — wer hätte in aller Welt gedacht, daß wir hier noch einen solchen schönen, rührenden Entsagungsroman erleben würden! — Aber meinst du denn wirklich, liebe Luise, daß ich der Hand eines so edeln, männ-

lichen Geschöpfes, wie Alfred ist, werth bin? — Seine Seelengröße würde mich erdrücken! — Befreie mich davon, Luise!

Du, Elisabeth, wolltest zurücktreten? fragte erbleichend Luise.

Du sollst sehen, versetzte Elisabeth, wie vortrefflich ich mich im Mantel der Entsagung drapiren will! Sprich kein Wort, nur sei heiter und laß mich das Uebrige besorgen! — Das schönste von den zehn Geboten ist das elfte: Laß dich nicht verblüffen! — Wir dürfen uns nur nicht überraschen lassen. Es ist, scheint es mir, bei dem Geburtstage des Vaters auf unsere Freiheit abgesehen. Joulin will zum Verräther an uns werden. Er thut so geheimnißvoll. Sie sollen es sehen, daß sie es mit zwei Mädchen zu thun haben! Doch jetzt laß uns wieder an unsere Arbeit gehen; es ist mir, als nähten wir an unsern Zwangsjacken. — Laß uns Muth fassen, und sei wieder fröhlich!

Munter hüpften Beide in das Arbeitszimmer zurück, Luise von neuer Hoffnung und Elisabeth von Zuversicht auf gutes Glück durchdrungen.

Nicht so fröhlich war die Stimmung in der Stadt, im Comptoir des alten Herrn. Er hatte eine inhaltsschwere Unterredung mit Dingler; denn ihre Zeitung hatte, trotz aller Vorsicht, den Unwillen der Regierung sich zugezogen. Die Redaction hatte eine strenge Zurechtweisung vom Ministerium erhalten, worin die Beschuldigung ausgesprochen war, daß sie die schlechte Presse nur scheinbar bekämpft, dabei aber mit unverhohlener Freude die unehrerbietigsten Artikel aus den verschiedensten Zeitungen, wenn auch tadelnd besprochen, dennoch eben dadurch ihrer größeren Verbreitung Vorschub geleistet habe. Ein besonderer Vorhalt war ihr deshalb gemacht, weil sie sogar Spottgedichte auf ihre Tendenz aus andern Zeitschriften in ihre Spalten aufgenommen. Zugleich war aus der Residenz ein Regierungsbevollmächtigter mit der Instruction zur schärfsten Censur angelangt.

Sie sehen, lieber Freund, sagte der alte Herr, daß ich mit diesem Allen nicht recht zufrieden sein kann.

Vergönnen Sie mir, versetzte Dingler, nur

einige Worte zu meiner Entschuldigung. Mit blutendem Herzen muß ich mich hier verkannt sehen, wo ich doch über mein Gewissen hinaus die sogenannte gute Presse zu vertreten gesucht habe. Während ich den guten Geist der Zeitung immer streng im Auge behalten habe, entfaltete der verwegenste Liberalismus in den Zeitungen, welche aller Orts auftauchten, seine Fahnen und unsere Abonnenten desertirten zu Hunderten. Mit Ihrer Genehmigung suchten wir daher die Punkte heraus, welche eine liberale Besprechung zuließen als: den Zollverein, die Unbeständigkeit des französischen Nationalcharakters und den Panslawismus. Ebenso waren wir in den Stand der Nothwehr gegen die jungen Zeitungen versetzt; wir mußten alle Mittel gebrauchen, ihre Tendenz unter dem Namen des sogenannten besonnenen Fortschritts als verwerflich zu bezeichnen. Zugleich galt es, unsern alten, classischen Verlag gegen die moderne, poetische Literatur in Schutz zu nehmen und zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen. So habe ich in dem verwichenen Halbjahre die Ausartungen der Literatur, besonders den po-

litischen Roman nach Kräften von einem verunglückten Dramaturgen und misrathenen Chapon aus der Gentz'schen Schule zerlegen lassen. Ja leider muß ich es eingestehen, daß mir selbst dabei zuweilen mein Metier perfid, fast ehrlos vorkam. Es ist ein herbes Schicksal, ein Redacteur bei diesen Zeitläufen zu sein!

Lieber Freund! sagte Allgeier begütigend, Sie lassen sich noch zu leicht aufregen; jedes Geschäft hat seine eigene Moral, bei welcher die einzelne Persönlichkeit nicht in Frage kommen darf. Sie bemerken ganz richtig, daß wir im Stande der Nothwehr waren, eigentlich kommt eine Redaction aus ihm nicht heraus. Zeitungsschreiber sind keine Geschichtsschreiber. Wir müssen uns immer zwischen der Partei der Bewegung und der Reaction mitten innen halten. Welche gerade die herrschende ist, macht ihren Einfluß auf uns geltend. Sache der Klugheit ist es, immer noch einen Weg zum Rückzug frei zu erhalten, um nicht beseitigt zu sein, wird eine andere Idee zur herrschenden Mode. Wir müssen jetzt mit Guizot das Zuwartesystem adoptiren. Geben Sie statt aller

leitenden Artikel wieder einmal Berichte über Kurdistan oder Hindostan, über die Marquesasinseln und Tahiti, über den Nutzen der Philologie auf gelehrten Schulen, kurz Alles, nur keine wirkliche Politik; denn früher oder später will man doch wieder Etwas von sich selbst hören, sei es im Guten oder im Bösen.

Diese und viele andere gute Rathschläge ertheilte der alte Herr dem gelehrigen Redacteur. Endlich ließ er diesen unangenehmen Gegenstand verklingen; es war, als wenn eine Bremse durch das Zimmer gesummt hätte.

Er lenkte die Unterhaltung auf die Angelegenheit zurück, welche ihm näher am Herzen lag.

Ihr jungen Leute wollt mich heute Abend zur Feier meines Geburtstages gewiß mit einem ästhetischen Genusse überraschen? fragte er unter Anderem, indem er sich stellte, als wüßte er nicht das Geringste von dem Plane Joulin's.

Es soll nicht an uns liegen, versetzte Dingler mit leichterem Herzen, mislänge es, dem

König des Festes einen heiteren Augenblick zu bereiten.

Gesteht es nur, fuhr der alte Herr fort, ihr costumirt euch; ha! ha! Was hattet ihr mit Joulin zu schaffen? So ein alter Künstler hat immer närrische Einfälle. Was wird denn meine blonde Lilly darstellen? — Sie nimmt sich in einem phantastischen Gewande wunderhübsch aus.

Sie ist immer die schönste Erscheinung im einfachsten Hauskleide wie im Costume, versetzte Dingler, um Herrn Allgeier etwas Angenehmes zu sagen.

Sie sollten, entgegnete Allgeier, ihr vortreffliches Gemüth kennen, lieber Dingler, um die bekannte Behauptung wahr zu finden, daß ein gutes Herz und ein schönes Gesicht zusammengehören, wie Licht und Farbe.

Sie sind ein sehr glücklicher Vater! versetzte Dingler.

Lassen Sie mich gestehen, erwiderte Allgeier ein wenig lauernd, daß ich vielleicht außer meiner Tochter Elisabeth nur noch zwei Menschen vom Herzen liebe; — rathen Sie einmal!

Wen anders als Fräulein Luise?

Sagen Sie mir doch, fuhr Allgeier fort, wie aber Sie es mir abgewonnen haben? Ich schätze Ihr schönes, fügsames Talent, Ihre Kenntnisse, Ihr Benehmen, Ihre Vorsicht, kurz alle diese Eigenschaften, welche dazu gehören, um einen Menschen glücklich zu machen; doch außerdem besitzen Sie noch meine wahrhaft väterliche Liebe.

Dingler war gerührt, eine Thräne trat in sein Auge. Sollte der alte Herr, fragte er sich heimlich, wirklich etwas von meinem Verhältnisse zu Elisabeth ahnen? — Könnte ich wirklich mir ernsthafte Hoffnung auf die Hand seiner einzigen Tochter machen?

Allgeier sah nur die freudige Bestürzung seines Redacteurs; er reichte ihm die Hand und sagte freundlich wohlwollend: Wir bleiben, so hoffe ich, für das ganze Leben zusammen! — Ich betrachte Sie wie meinen Sohn. Nun heute Abend mehr! — Ich fahre jetzt hinaus auf die Villa; Sie kommen Nachmittags mit Alfred nach.

So war der entzückte Redacteur entlassen.

So glücklich wie Dingler war an diesem Vormittage vielleicht kein Redacteur irgend einer deutschen Zeitung. Das Gespräch mit dem Principale des Geschäftes hatte die Redactionsdornenkrone mit Baumwolle wattirt, und die Hoffnung auf Elisabeth, die schöne, reiche Erbin, sie in Rosen aufblühen lassen.

Hatte er früher nicht ungern die Unparteiische Zeitung als die dritte deutsche Großmacht schelten gehört, so fühlte er sich selbst jetzt als die erste auf dem Throne der Liebe, mit der Aussicht auf die freie Rheinschiffahrt in das Meer des Ehestandes.

Die Extreme berühren sich! Mit diesem Ausspruche Napoleon's hatte er so oft seine leitenden Artikel geziert, heute sollte er ihn jedoch als eine Wahrheit erleben.

Während er die Glaceehandschuhe anzog, um zu Tisch zu gehen, und dabei seinem Unterredacteur, dem Doctor Sammetschuh, die nöthigen Anweisungen ertheilte, überbrachte ihm der Laufbursche, welcher sein Postillon d'amour war, ein zierliches, rosafarbenes Billetchen mit der bekannten goldenen Siegeloblate.

Er trat in das Fenster, erbrach jenes und las:

„Es ist eine Verschwörung im Werke; liebst Du mich, so zeige es! — Zweierlei nur kann uns retten — Muth und noch einmal Muth! — Ich werde eine Gegenmine springen lassen. Auf den Fall, daß sie fehlschlagen sollte, müssen wir nach Frankreich entfliehen. Meine Juwelen werden uns Mittel geben, uns so lange dort zu erhalten, bis wir uns mit dem Vater wieder versöhnt haben."

„Ich hoffe, daß Du Nachts 12 Uhr einen verschlossenen Wagen im Wäldchen hinter der Villa halten läßt. Romeo wird mir eine Strickleiter besorgen, um von dem Balcon hinunter in seine Arme steigen zu können. Es wird nicht zu diesem Aeußersten kommen, da ich das Mittel besitze, Alfred zu entlarven. Doch thut man wohl, sich vorzusehen. Bist Du mein Romeo, treu und tapfer, so liebt Dich

Deine Julie."

Dingler war über den Inhalt dieser Zeilen bis zum Tode erschrocken. Alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen. Die wilde Eli=

sabeth hatte es offenbar auf eine Degenklingenprobe abgesehen. Sie wollte seinen Muth bewährt sehen. Dingler würde schwerlich diese Probe bestanden haben, wär' nicht noch ein wenig Turnernachhalt und jenaisches Burschenritterthum mit der nöthigen Abenteuerlichkeit in seinem Blute gewesen. Sein Charakter hatte allerdings in der unaufhörlichen Behutsamkeit des Redactionswesens einige Rostflecke der Feigheit angesetzt; doch war er noch elastisch genug, um in dieses Abenteuer einzugehen.

Als er gegen Abend mit Alfred in die Villa kam und Elisabeth an ihm mit der Frage vorüberstrich: Alles in Ordnung? konnte er zu seinem großen Glücke darauf mit Ja! antworten. Es wäre auch außerdem um die Liebe Elisabeth's geschehen gewesen.

Auf Allgeier's Villa war die vornehmste Welt aus der Stadt und Umgegend versammelt; denn der Geburtstag Herrn Allgeier's wurde dort alljährlich mit verschwenderischem Aufwande begangen.

So stolz Allgeier auf sein Bürgerthum war, doch hatte er die kleine Schwäche, darauf zu

sehen, daß es bei den Festen, welche er gab, nicht an glänzenden Offizieruniformen und allerlei Ordensträgern fehlte. Er wäre vielleicht von dieser Eitelkeit geheilt worden, hätte ihn ein Freund darauf aufmerksam gemacht, daß er sie mit reichgewordenen Juden theilte.

Heute war er besonders aufgeräumt; hatte sich doch sogar ein hoher Diplomat aus dem Nachbarstaate bei seinem Feste eingefunden, scheinbar zufällig, doch im geheimen Auftrage seiner Regierung, bei den drückenden Censurverhältnissen, welchen die Unparteiische Zeitung unterworfen worden war, sie mit allen damit verbundenen finanziellen Vortheilen hinüberzuziehen.

Die Gesellschaft genoß den Thee im Garten, welcher doppelt blühte mit den buntesten Blumen und den geputztesten Frauen und Fräulein.

So war die Abenddämmerung herangekommen. Alfred und Dingler hatten sich in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen, um sich in ihre Romeocostumes zu werfen; denn die beiden jungen Damen des Hauses waren, wie ihnen ge-

meldet worden war, beinahe fertig, wenn anders je ein Toilettenmeisterwerk vollendet werden kann.

Bereits hatten auch der Kapellmeister und die Musiker hinter der kleinen Bühne ihre Stelle eingenommen, als die Gesellschaft aus dem Garten von Allgeier in den Saal heraufgeführt wurde.

Auf ein Zeichen, welches Joulin mit Zusammenschlagen der Hände gab, erhob sich die Musik.

Joulin hatte die kleine Bühne so eingerichtet, daß die Thüre des Nebenzimmers, welche hinter einem Vorhange von der Scene aus verborgen war, damit in Verbindung stand. Dort sollten die Darsteller sich treffen. Joulin war von der Aufstellung der Bilder und den Anordnungen bald hier, bald dort so eingenommen, daß er weder sah noch hörte.

Als seine Figuren immer noch nicht zur Thüre herauskommen wollten, sprang er hinein und rief mit athemloser Stimme: Meine Damen, meine Herren, um Gottes willen, die

Musik geht zu Ende; wir sind verloren! Alle zu Grunde gerichtet!

Joulin hatte sich mit besonderer Bestimmtheit ausgesprochen: daß Alfred und Elisabeth die eine, und Dingler mit Luise die andere Gruppe darstellen müßten.

Um so mehr wunderte sich Alfred, als ihn in diesem entscheidenden Augenblicke Elisabeth, wo er ihr den Arm bieten wollte, heftig zurückstieß und ihm zuflüsterte: Wie unterstehen Sie sich, den elektrischen Fisch nur anzurühren? Dort blüht Ihre Centifolie! — Hierher, lieber Dingler, zu mir! wenn Sie sich der armen Datura erbarmen wollen!

Alfred wollte das Blut im Herzen gefrieren, er sah sich verrathen. Es war aber jetzt keine Zeit zu Entschuldigungen, sie waren auch überflüssig, denn schon war Elisabeth mit Dingler Arm in Arm hinaus auf die Scene in den ersten Rahmen und mit ihm nach Joulin's Vorschrift zum Bilde: „Romeo's Kommen" zusammengetreten; Alfred und Luisen blieb nichts übrig, als drüben im zweiten Rahmen sich zu: „Romeo's Gehen" — denn so hatte Joulin beide

Bilder benannt — so gut als möglich zu gruppiren.

Joulin flog wie ein Irrlicht hin und her; seine Augen sahen nur noch die Costumes, wie konnte der Künstler an die Personen denken! — Mit einer Trompetenfanfare flog der Vorhang in die Höhe und ein „Hah" der Ueberraschung ging durch den Saal. Sie sollte noch größer werden, denn Allgeier hob sein Brillenfutteral, aus welchem er die Gläser eben nehmen wollte, wie einen Commandostab in die Höhe und rief: Wohl den Aeltern, die Freude an ihren Kindern erleben! Meine hochverehrten Herren und Damen, ich mache Ihnen die Verlobung meiner Töchter, meiner beiden Lilly's, mit Alfred und meinem lieben Dingler bekannt und gebe Ihnen Gelegenheit, den jungen Paaren Glück zu wünschen.

Joulin war der Erste, der in die Scene hereinsprang, er wollte sprechen, jedoch vergebens, er war zu einer Salzsäule erstarrt; er sah den schrecklichen plastischen Irrthum, ohne ihn ändern zu können.

Aber schon flogen die Damen der Gesell-

schaft glückwünschend die Stufen herauf und umringten die glücklichen Paare. Im Triumph führten sie die Verlobten herunter. Alfred und Luise lagen zuerst am Herzen des gütigen Vaters.

Was? Was? rief Allgeier, du Alfred, und du Luise? Hm! Hm!

Er schlug jetzt in innerster Verzweiflung die Augen auf; hinter dem ersten Paare stand das zweite — Dingler und Elisabeth, welche ihren Vater lustig ansah und ihm mit den Worten zunickte: Das hatte ich arrangirt, guter Papa!

So! So! Ja, Ja! Freilich! —

Immer unser humoristischer, genialer Freund, rief der nachbarstaatliche Diplomat und schüttelte ihm die Hand, in der Art vom Jahre 30.

Ja, man sieht gleich, rief ein alter Lebemann mit Majorsepaulettes, wer mit romantischen Büchern zu thun hat!

Elisabeth lag jetzt am Herzen ihres Vaters und flüsterte: Deine Kinder sind glücklich, lieber Vater! und nicht wahr, ich brauche nicht mit Dingler nach Paris zu fliehen? Laß unsere Heimat hier sein bei dir! —

Allgeier war gerührt. Gott segne euch, meine Kinder! mit diesen Worten fiel ein Stein von seinem Herzen. Gott segne meinen Verlag und verdamme die Verlegenheiten mit der ganzen romantischen Schule! setzte er bei sich hinzu.

Dann wandte er sich zur Gesellschaft und sagte etwas gezwungen heiter, doch laut genug, um von Allen verstanden zu werden: Die Abendtafel erwartet uns, darf ich die Herren bitten, sich ihre Tischnachbarinnen zu wählen?

Zugleich wandte er sich an die Fürstin von Dittershofen, welche bei ihm „Christliche Betrachtungen einer Dame von Stand" in Verlag gebracht hatte, bot ihr mit ziemlichem Cavalieranstand den Arm und eröffnete mit ihr den Zug nach dem Speisesaale.

Hinter ihm folgten Dingler mit Elisabeth, welche ihm unterwegs zwischen zwei Thüren in das Ohr flüsterte: So hätte ich, wie einst Charlotte Stieglitz zu ihrem Heinrich, jetzt mit größerem Rechte zu dir sagen können: Halte dich heute zu mir, es ist mir, als würde mir ein guter Gedanke einfallen!

Ich könnte, nahm Bernhard das Wort, keine bessere Gelegenheit finden, euch, meinen Brüdern, anzukündigen, daß auch ich mich verlobt habe. Ihr habt zuerst die Idee in mir geweckt, daß meine geheimnißvolle Unbekannte vielleicht nicht im Glanze des Hofes, vielmehr in einem bescheidenen Stübchen, wie Egmont es gern besuchte, zu finden sei. Schon seit Jahren liebte ich sie, ohne es mir selbst eingestanden zu haben; meine Braut ist die Tochter des verstorbenen Organisten in meinem Geburtsorte. Das Granatohrgehänge im linken Ohre mit dem Herzchen, worin ein Steinchen fehlt, wie ihr wißt, hat sie mir verrathen.

Die Gläser gefüllt, rief der Abt! und wie heißt deine schöne Braut? Bernhard flüsterte ihm den Namen zu. Jetzt erhob der Abt das Glas, und im vollen Becherklang hallte es, daß der Saal dröhnte:

Bernhard und Rosalinde Fingerlein hoch!

Ehe noch die Gesellschaft jubelnd aufbrach, theilte Bernhard seinem Freunde Benedict mit:

daß er von der Gräfin Steinfelden, welche nunmehr ihr Palais bezogen, die Erlaubniß erhalten habe, ihn künftigen Abend in ihren Salon einzuführen. Benedict nahm das Anerbieten sehr gern an. So schieden sie voneinander.

Der Vorleser.

Bei dem einbrechenden Abende war das Palais der Gräfin von Steinfelden, welches uns bekannt ist, glänzend erleuchtet. Im Saale war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; es war in ihr mehr die exclusive Bildung als der Hof- und Beamtenadel vertreten, welcher zu jener Zeit etwas darin suchte, die deutsche Bildung und ihre Vertreter von sich abzuschließen. Die Zugvögel des hohen Adels aus der Fremde, welche zuweilen auf längere Zeit in dem schönen Dresden verweilen, hatten weniger persönliche Rücksicht zu nehmen, und suchten wenigstens die Langeweile dadurch zu verscheuchen, daß sie Leute der Wissenschaft und

Kunst, welche einen Ruf im Auslande hatten, zur Ergötzung der Gesellschaft, und wenn auch nur als Tafelaufsätze verbrauchten. Heute hatte die Gräfin den Hofrath Doctor Zindel vermocht, in ihrem Salon ein Shakspeare'sches Drama vorzulesen.

Zindel gehörte zu der Schule der ironischen Romantiker, welche darauf ausgingen, sich in einem aristokratischen Dasein zum Selbstgenusse zu bringen.

Dazu bedurften sie einer ergebenen Gemeinde, welche bereit war, sie mit einem persönlichen Cultus zu umgeben. Diese Ausstellung der eigenen Person zur Verehrung hätte aber ihre großen Unbequemlichkeiten gehabt, wenn so ein romantisches Genie aus eigenen Mitteln seine Transfiguration hätte bestreiten müssen. Die Romantiker hatten sich vergebens bemüht, den Kranz der dramatischen Poesie zu erringen. Da sie es nicht mit den eigenen Kräften vermochten, Lessing, Goethe und Schiller zu überbieten, so nahmen sie ihre Zuflucht zur Uebersetzung der dramatischen Meisterwerke fremder Nationen, welche ihnen meisterhaft ge-

lang. Sie bürgerten Shakspeare und Calderon auf der deutschen Bühne ein, und gaben ihr für die nationale eine literaturhistorische Bedeutung, warfen sie aber, freilich wider Willen, den Fabriküebersetzern französischer Bluetten in die Arme. So war die Bühne zu Grunde gerichtet; aber aus ihren Ruinen gewannen sie Steine zur Erbauung ihrer eigenen Kapellen. Wenn eine Kunst zu Grunde geht, drängt sich eine Afterkunst an ihre Stelle, wie wir dies in der Musik in den Concerten der Pianisten sahen, welche vor kurzem die vornehme Welt bis zur Verzückung elektrisirten. Ein ähnliches Virtuosenthum hatte Hofrath Zindel für die dramatische Poesie im Vorlesen dramatischer Werke entdeckt und ausgebildet. Das Kunststück bestand darin, daß er die Töne seiner Stimme in so viele Nuancen zerlegte, als Personen in einem Stücke auftraten, und einer jeden den Antheil davon gab, welcher für sie paßte, indem er das Thema der Grundstimmung eines bestimmten Charakters hervorhob, dagegen die Nuancen desselben, welche die ganze Energie des darstellenden Künstlers verlangen, unter-

ordnete. Er kehrte daher die Kunst der Darstellung um; denn der darstellende Künstler soll in seinem Vortrage das Grundthema seiner Rolle nur ahnen, es jedoch nur in den Variationen desselben wiedergeben. Bei diesem Kunstvorlesen werden jedoch die Rollen wechselseitig dazu gebraucht, Licht und Schatten in den Vortrag zu bringen, welche bei der Darstellung auf der Bühne jeder einzelne Charakter für sich haben soll.

Doch hatte Zindel seinen Zweck erreicht. Er war als Vorleser berühmt, vornehm und alt geworden; denn die vornehme Welt liebt nie die Kunst, sondern nur die Künstelei, welche allein Mode werden kann.

Noch immer wurde Hofrath Zindel zu ästhetischen Gesellschaften der vornehmen Welt eingeladen und von schönen, jungen Damen ließ er sich gern zum Vorlesen eines ältern Dramas bewegen.

Er las an diesem Abende besonders gut. Sein Sprechorgan, welches er auf das sorgfältigste ausgebildet hatte, konnte er nicht sowol wie ein musikalisches Instrument, als

vielmehr wie ein ganzes Orchester gebrauchen. Er trug hier den Sturm von Shakspeare vor. Bald schien seine Stimme wie ein melancholischer Bach trübsinnig murmelnd zwischen herunterhängendem Weidengebüsche dahinzuziehen, bald wie ein scherzender Ariel in den Lüften zu klingen, bald zu grollen wie das tiefinnere Kochen des Meeres im Sturme, dann alle die verschiedensten Töne zusammenzupressen zu dem Ausdrucke der Bestialität in Kaliban, und sie wieder auseinanderplatzen zu lassen zum Matrosengelächter des Trinkulo, und dann wieder zu dem süßesten Geplauder der Liebenden zu verschmelzen.

So zahlreich die Gesellschaft im Salon war, so schien sie doch nur eine einzige Seele zu sein, in welcher der Vorleser wie in einem ruhigen Teiche sein verklärtes Genie sich abspiegeln ließ.

Dem Vorleser zunächst saß der Kammerjunker von Blasewitz mit der Brille vor den kurzsichtigen Augen, der treueste Anhänger des Meisters, welcher unter der Redaction desselben italienische Novellen übersetzte und selbst lüsterne

Taschenbucherzählungen schrieb. Er war darauf abgerichtet, Hofrath Zindel in den gelesensten Blättern Weihrauch und jedem aufkeimenden Talente Assa foetida zu streuen.

Nannten ihn Spötterzungen Zindel's Blasebalg, so konnte man seinen Nachbar, den Doctor Nebelheim, für den Schlagschatten ansehen, welchen der alte, große Goethe bei seinem Tode mit in das Grab zu nehmen vergessen haben mochte. Bis in die kleinste Nuance gab er in wechselnden Zerrbildern seinen großen Vorgänger, welcher ihm die Existenz gegeben hatte, wieder.

Hinter ihm in der Ecke saß der alte Collegienrath de Lisboa, treuherzig und ehrlich wie die Volksballade mit dem ewigen Refrain: ach, ein kreuzbraver Mann! Er war jedoch im Innern ebenso unglücklich wie die meisten Menschen dieser Zeit. War bei Nebelheim Alles Schein ohne Sein, so war bei Lisboa Alles Sein ohne Schein. Für die ewig lebendige Welt der Ideale in ihm hatte er nicht das geringste Wort, nicht das kleinste Zeichen, ihr einen Ausdruck zu geben. Die Seele einer

Lerche war hier in das Gehäuse einer Schildkröte gebannt. Seit dreißig Jahren arbeitete er an einer Tragödie: Inez de Castro, ohne nur eine Scene abschließen zu können. Zerreiße eine Tragödie in kleine Stücke, wirf sie durcheinander, so hast du ein Bild von seinem Innern. Er fehlte nie bei den Vorlesungen des Hofraths, denn sie gaben ihm den Eindruck von dem Ausdruck, welcher ihm fehlte.

Vor Benedict Ivo von Ivenhof zerrann die ganze Gesellschaft zu einer leuchtenden Nebelwolke um die Sonne der Gräfin Elisabeth von Steinfelden, welche immer noch wunderschöne Momente hatte, obschon ihre erste Jugendblüte abgestreift war. Ihre schlanke hohe Gestalt ruhte auf der rothblüschenen Ottomanne, ihr Arm auf dem Rollenkissen, von welchem große Golddrotteln beinahe bis zum parquetirten Fußboden hinunterhingen. Ihr reiches, blondes Haar quoll in reichen Locken unter dem phantastischen Barette vor, von welchem sich eine große, weiße Feder auf die schöngeformte Schulter heruntersenkte. Sie trug ein grausammetnes Gewand mit kurzen Aermeln, und um das Handgelenk und um

den schlanken Hals den Opalenschmuck. Während sich Benedict immer mehr in die heimliche Betrachtung dieser schönen Gestalt versenkt hatte, schloß die Vorlesung.

Die Gesellschaft drängte sich zu dem Lesepultchen des Hofraths, welcher hier den Tribut der Lobeserhebungen und den Dank für die Vorlesung ironisch lächelnd in Empfang nahm. Der Kammerjunker declamirte im Tone des Vorlesers zu wiederholten Malen Kaliban's Worte: Ich will den Fuß dir küssen! Bitte sei mein Gott! und Alle fanden diese Sentenz riesengroß und anwendbar auf den Hofrath selbst, um dessen Mund sich die Schlängelchen des stummen Spottes durcheinander ringelten.

Es wurden Erfrischungen herumgegeben, welche die Gesellschaft in verschiedene Gruppen theilten. Hofrath Zindel blieb mit dem Kammerjunker von Blasewitz allein. So ist das Publicum, flüsterte dieser, kaum daß Sie und der große Brite eine Stunde lang es gefesselt haben, stürzt es auch schon wieder in seine Alltäglichkeit zurück! Zindel zuckte mit der linken Schulter und schlug das Buch zu.

Unterdessen war Benedict mit der Wirthin in das Gespräch gekommen. Daß ich Sie, meine Gnädige, flüsterte er, wiedersehen darf, läßt mich meinem guten Sterne von neuem vertrauen.

Sie müssen mir Nachsicht schenken, versetzte die Gräfin, daß ich mich nicht gleich erinnern kann, ob und wo Sie mir schon begegnet sind.

Ich sah Sie zuerst, erwiderte Benedict, in einer abgeschlossenen, grünen Einsamkeit unter einem blühenden Fliederstrauche vor einer Krystallkugel mit Goldfischen.

Die Gräfin erbleichte ein wenig und entgegnete leise: Welches Räthsel geben Sie mir auf? Wollen Sie es lösen?

Vielleicht, meine Gnädige!

Jeden Freitag Abends empfange ich hier meine Freunde und Bekannte, und es kommt nur auf Sie, lieber Baron, an, ob Sie sich dazu rechnen mögen.

Das Gespräch wurde durch die aufbrechende Gesellschaft unterbrochen. Benedict empfahl sich und kehrte traumtrunken in sein Quartier zurück.

Er hatte sich nun völlig überzeugt, daß die Gräfin die Nichte des alten Generals, des Gemahls Victorinens war! Das Bild seiner ersten Jugend brannte wieder glühend warm in seiner Seele. Bald nahm er sich vor, es ganz aus seinem Herzen zu tilgen und sich vorzustellen, daß sie schon längst todt oder nie gelebt habe; bald faßte er wieder den Vorsatz, sich bei der Gräfin nach ihr zu erkundigen, dann aber wieder, Alles dem Zufalle zu überlassen.

Mit dem unsichtbar machenden Hexenspruch:

„Um mich Nacht und vor mir Tag!“

führt der Erzähler den Leser wieder zurück zu der Gräfin von Steinfelden, nachdem die Gesellschaft sich entfernt und sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hat.

Vor dem flammenden Kamine steht der hohe, breite Schirm, auf welchem der Räuber von Lessing in bunter Wolle gestickt ist. Wir ducken uns dahinter und schauen zuweilen lauschend vor.

Der Boden ist mit einem dichten, russischen

Teppiche belegt, daß es uns vorkommen kann, als ständen wir auf weichem Moose; im Zwischenraume der Doppelfenster uns gegenüber sehen wir wie in ein kleines Gewächshaus voll immergrüner und blühender indischer Pflanzen, deren saftige Blätter sich von der Astrallampe auf dem runden Maghonitische einen matten Dämmerschein stehlen. Hinter dem Tische auf dem mit rothem Saffian beschlagenen Divan ruht halb liegend, halb sitzend die Gräfin. Sie hat die Augen auf ein Oelgemälde gerichtet, welches an der Wand, der schmalen Seite des Divans gegenüber, im goldenen Rahmen hängt und sie selbst in der ersten Blüte ihrer Jugend vorstellt.

Anna, ihr Gesellschaftsfräulein, sitzt in einem Armstuhle und lauscht über ihre Stickerei herüber zuweilen auf den Blick ihrer Herrin. Um Elisabeth's feinen Mund spielt ein wehmüthiger, bitterer Zug. Jetzt bewegen sich ihre Lippen und sie spricht leise für sich selbst: Wohin ist das heitere, sechzehnjährige Mädchen gekommen, das ich hier im Bilde sehe? Ist es mir doch, als hätte ich es gekannt! Oder

soll ich lieber fragen, wohin ist ihre Heiterkeit, ihre Unschuld? Ist es möglich, daß der Inhalt des wirklichen Lebens so ganz verschwinden und der Mensch noch leben kann? Anna, mache morgen einen Vorhang vor dieses Bild!

Doch warum hasse ich dieses Bild der Jugend und Unschuld? fuhr Elisabeth bei sich zu sprechen fort, jenes Mädchen war ich selbst, ich bin jetzt eine Andere! Und doch schlummerte unter diesen Rosen der Freude und des Friedens — die Lust und der Hochmuth, welcher grauenvoll ruhig den Mann der Liebe verstieß, den Mann, der doch treu, wenn auch wild, unbändig, doch ein Mann ganz und gar war und einen Himmel voll Liebe in sich trug, — unter diesen Lilien der Milde und Weichheit schlummerte der Wahnsinn, der das Pfand dieser Liebe weit von sich schleuderte in die dunkle Nacht! Nun ist mir nichts geblieben als die Reue, die bodenlose Reue und die Sehnsucht nach Dem, was ich auf immer verloren habe.

In ihr rief jetzt eine herzzerschneidende Stimme: Mutter! Mutter! Wo ist dein

Kind? — Sie verhüllte sich schluchzend das Gesicht; Anna, welche an solche Ausbrüche des Gemüthsleidens ihrer Herrin gewöhnt war, kniete leise mitweinend zu ihren Füßen.

Nach einer Weile hatte sich die Leidende wieder gefaßt; laß es gut sein, liebe Anna, flüsterte sie, der junge, fremde Baron Benedict Ivo von Ivenhof, welcher mich früher gekannt zu haben scheint, hat bei seinem Abschiede an diesem Abende mir ein Räthsel aufgegeben, das mich unruhig macht.

Man sah es ihm gleich an, versetzte die schöndienende Anna, daß er der guten Gesellschaft angehörte.

Ach, die sogenannte gute Gesellschaft! entgegnete die Gräfin, als wenn man in ihr interessante Menschen kennen lernte, Männer schon gar nicht. Sie kommt mir immer mehr vor wie der Hefenschaum, den ein gährendes Getränk in zarter, weißer Milch von sich stößt. Wir wissen uns viel mit dem Anstande, welcher unserer Kaste eigen sein soll, als wenn er weiter ginge, als der Tanzmeister und unsere eigene Selbstgenügsamkeit uns gelehrt hat, und

ihre Bildung, als wenn sie über das bischen schlechte Französisch der Gouvernante und einige Fingerübungen auf dem Clavier hinausginge! Um uns einigermaßen darstellen zu können, hat man allerdings das kluge Mittel gefunden, das alle unsere Bornirtheiten erträglich erscheinen läßt: man hat von vornherein es für unanständig erklärt, Geist und Bildung und überhaupt eine eigene Natur zu verrathen. Wir sind so weit gekommen, daß wir eine gute Gesellschaft ohne „ennui" für gemein halten. Der Geist Gottes ist von uns gewichen, wir sind alt, reif, überreif geworden!

Sollten aber, versetzte die bescheidene Anna, nicht alle diese Formen, in welchen sich die Gesellschaft bewegt, erfunden sein —

Um sie aus sich selbst zu ergänzen, fing die Gräfin das Wort auf, und jedes Lebenselement abzuhalten. Mein Gott, was sollen wir mit einem genialen Menschen anfangen, der sich treu bleiben wollte! Unsere Lakaiennatur sucht Das, was ihr gleicht. Ich hatte das zweifelhafte Glück, die Gesellschaft der Unseren in den ersten Residenzstädten Deutschlands kennen zu

lernen, und überall fand ich denselben, mehr oder minder versteckten Haß gegen alles Große und Schöne unserer Tage. Wie kann da viel Heil herauskommen; denn die erzürnte Pallas Athene trägt die Schlange der Gorgo auf dem Schilde und den vernichtenden Speer. Ich werde mythologisch, seit ich in Berlin die Sitzungen der Akademie besucht habe!

Das verstehe ich nicht, erwiderte Anna, und glaube gern meiner gnädigen Gebieterin.

In dir, versetzte die Gräfin, steckt eine ganze Schachtel voll Hofmarschälle, du hättest einen guten Gesellschafter für meinen Oheim, den verstorbenen General, abgegeben, der seine Carriere bis zur Schlacht von Jena machte. Er konnte es lange nicht verschmerzen, daß später die sogenannten Demagogen an die Spitze der Geschäfte kamen und das Vaterland retteten. Ich befürchte immer, daß er und der Gesandte viel mit dazu beigetragen haben, nach dem Frieden diese Männer vom Hofe und aus dem Staatsdienste wieder zu entfernen, und den Geist der Jugend zu zertreten.

Der alte Kastellan, unser Kaspar, trat

jetzt unbemerkt herein. Mit verklärten Augen hing er an dem Gesichte der gnädigen Gräfin, die er ja von Jugend auf geliebt hatte. Er machte sich endlich durch ein leises Hüsteln bemerkbar.

Was bringst du, Kaspar? fragte die Gräfin.

Unser Rechtsconsulent, Doctor Bernhard, ist hier und fragt an: ob er noch heute eine wichtige Nachricht mittheilen dürfe, oder morgen damit wieder anfragen.

Er möchte sogleich kommen! rief die Gräfin.

Bernhard trat ein; auf einen Wink der Gräfin zog sich Anna in das Nebenzimmer zurück. Sie bringen mir Nachricht? fragte sie aufgeregt, und Hoffnung?

Vielleicht, versetzte Bernhard, nur einen Einfall, der mir in den Sinn kam, als ich vorhin die gnädige Comtesse verlassen hatte.

Es ahnet doch Niemand den Auftrag, welchen Sie von mir haben?

Keine Seele, wir Sachwalter sind verschwiegen wie der Tod.

Ich verlasse mich ganz auf Ihr Zartgefühl!

Ich habe, fuhr Bernhard fort, die Spur jenes Mannes mit dem Kinde von dem Dorfe bei Karlsbad aus bis hierher verfolgen können; hier ist er in keinem Gasthofe abgestiegen, wo, ist nicht ausfindig zu machen. So viel ist gewiß, daß er von hier ohne Kind wieder abgereist ist. Dieses ist mithin hier zu suchen. Vor kurzem entdeckt mir ein Freund seine Liebe zu einem geheimnißvollen Mädchen, welches bei einer Kartenschlägerin, Sibylle Knauthain, erzogen wird.

Wenn es das meine wäre! Es muß jetzt sechzehn Jahre alt sein! Gottes Segen über Sie, wenn Sie mir meine verlorene Ruhe, mein Glück wiederschenken könnten!

Jenes Mädchen aber, fuhr Bernhard fort, scheint einen Bruder zu haben, welcher ein Maler ist.

Sie ist es nicht! versetzte tonlos die Gräfin und sank erbleichend zurück.

Geben wir nicht alle Hoffnung auf! entgegnete Bernhard. Vielleicht entschlösse sich der junge Maler, für Sie ein Bild zu malen. Ich könnte ihn ja durch Johannes hierherbe-

stellen. Bei dieser Gelegenheit könnten Sie ihn aushorchen! Man darf jetzt am allerwenigsten vielleicht fruchtlose Mühe scheuen.

Ich will mir das noch überlegen! versetzte die Gräfin, doch danke ich Ihnen für die Mittheilung. Können Sie mir sagen, wo die Alte wohnt?

Bernhard nannte ihr die Adresse, und verabschiedete sich.

Die Gräfin blieb allein mit dem Vorsatze, die Kartenschlägerin am nächsten Morgen selbst aufzusuchen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mosen, Julius,

Bilder im Moose Novellenbuch

Bd.: 1

Leipzig (1846)

P.o.germ. 955 hm-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114932-8